



Die letzten Päpste.



Die letzten Päpste.





Die

letzten Päpste.

Ketzerbriefe aus Rom

von

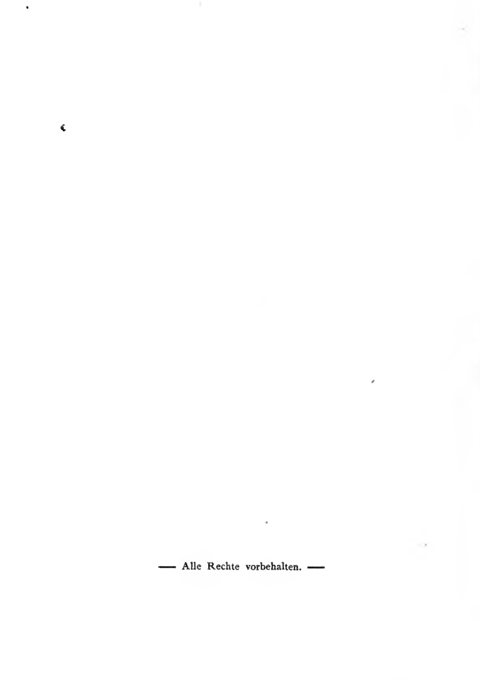
M. G. Conrad.

Zweite unveränderte Auflage.



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1878.



INHALT.





Statt der Vorrede.

„*Ceci est un livre de bonne foy*“ — So einst der alte Montaigne. — Ich bin so glücklich, den Freunden der Wahrheit und Freiheit in der Heimat mit demselben Wort die nachfolgenden Ketzerbriefe überreichen zu können.

ROM, 7. Februar 1878.
am Todestage Pio Nono's.

Dr. M. G. Conrad.



1. Von Montecasino nach Rom.

Rom, den 28. September 1877.

Mit schrillem Pfiff brauste der Schnellzug von Neapel an die Station San Germano heran. Von dem Kloster Montecasino klang das Vesperglöcklein in die stille Thallandschaft hernieder.

Die Dämmerung eines regnerischen Herbstabends wob ihre melancholischen Schleier um die nahen Höhenzüge, die wie verschlafene Schutzheilige das Bett des Liris umstanden. Das letzte Mal sah ich das Thal im herrlichsten Sonnengolde prangen. In seiner nebelgrauen Armseligkeit erkannte ich es kaum wieder. Die wonnige, sonnige Sirene Parthenope hatte mein Auge verwöhnt.

Mit einem Ruck hielt der Bahnzug. Mein Nebenmann, ein fuchsbärtiger Kapuziner, wäre schier von der Bank herabgekollert. Es war ein träger, schwerfälliger Gesell. In Caserta war er eingestiegen und hatte den ganzen Weg her im dicksten Schlafe gelegen. Seiner Physiognomie nach gehörte er zu dem Schlage jener Klosterbrüder, die man nur in eine Kneipe zu locken und zu berauschen braucht — und sie heben an, Zoten-

lieder zu singen. Mittelalterliche Päpste rekrutirten aus dieser Brut ihre Hanswurste und Hofnarren.

Sintemal ich aber kein Papst, sondern ein christlich-germanischer Europäer bin, so erfasste mich Mitgefühl für den fuchsbärtigen Mönch und ich benutzte den flüchtigen Moment seines Wachens, um das Wort an ihn zu richten:

— Ehrwürdiger Vater, wie befindet sich Eure römisch-katholische Seele nach dem langen Schlafe?

— Sehr trocken! lautete die gähnende Antwort, während seine fettige, sommersprossige Hand die Augen rieb.

Der Mann Gottes hatte offenbar die Seele mit der Leber verwechselt. Aber ich verstand ihn und reichte ihm meine wohlgefüllte Foglietta . . .

— Ist wol kein alter Klosterwein, setzte ich, sein vergnügtes Schlucken und Glucksen accompagnirend, hinzu.

— Jedoch er trinkt sich, meinte der Mönch und gab mit einem schmunzelnden *Tante grazie!* die Flasche zurück . . .

— Was gibt es Neues zur grösseren Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau? fragte ich weiter.

— Kritische Zeiten, ächzte der Kapuziner, faltete die Hände über dem vorquellenden Leibe und drückte die Augen zu. Dann kein Wort mehr . . .

Noch immer hielt der Zug.

Ein eigenthümlich stimmungsvolles Zwielicht umspielte die Burg der Benediktiner auf der Höhe. Vom Thal aus gesehen, hat sie nichts von einem Kloster, keine ragenden Thürme, die mit ihrer Spitze auf ein Himmlisches, Ewiges, Unendliches weisen, keine vom

Scheine der Kerzen und glimmenden Lampen wiederstrahlenden und weithin glänzenden Bogenfenster, keine jener äusseren Kennzeichen, welche auf den ersten Blick den Grundunterschied zwischen kirchlicher und profaner Architektur markiren.

Fest in sich geschlossen, kalt, trutzig, wie eine streng stilisirte Festung, wie eine riesige Siedlung des brutalen Kriegsgottes ruht sie da oben auf dem Scheitel eines breitnackigen Berges, die Stammburg der Benediktiner.

Zur Heidenzeit stand ein lichter Apollotempel an der Stelle. Auch er wurde heilig und unverletzlich geglaubt und für verehrungswerth gehalten, so lange in der Menschenbrust noch ein Fünkchen der Begeisterung für Licht, Schönheit und Harmonie glühen würde. O, es war ein Tröstliches und Befeuerndes um den herrlichen Gott Apollo und seine strahlenden Marmortempel!

Da kam Benedikt von dem benachbarten Nursia herüber und schlug mit seinen frommen Gesellen den prächtigen Säulenbau in Trümmer, trieb die heidnischen Teufel aus und nahm den geheiligten Berg für den neuen Christengott in Besitz. Der Nazarener besiegte den Hellenen, das Gespenst den Menschen, die bluttriefende Dornenkrone den goldig leuchtenden Strahlenkranz.

Welch' eine Wandlung!

Doch wozu die schweren Gedanken? Ein und ein halbes Jahrtausend nachher wurde auch Benedikts Stiftung vom Schicksal erreicht. Unser Geschlecht erlebte den neuen Umschwung. Apollo ist gerächt.

Du sollst dem Christengotte keine Mönchsburgen

mehr bauen und hinfür keine Klöster mehr halten! dekretirte die moderne Staatsweisheit.

Ein Bekenntniss: im Grunde missfällt mir das mittelalterliche Mönchsleben keineswegs. Die Klöster lagen meist in heit'rer, gesunder Gegend; der Comfort, die Verköstigung liessen sicher — einige Ordenscapricen abgerechnet — nichts zu wünschen übrig. Was die famosen Gelübde betrifft, so waren sie in der That nur dekorative Feigenblätter. Der Mönch gelobte Keuschheit — und küsste die schönsten Weiber, wenn er Lust dazu hatte und einnehmend und stattlich war. Der Mönch gelobte Armuth — und labte sich an den köstlichsten Gaben der Erde. Der Mönch gelobte Gehorsam — um dem Christenvolke ein desto härteres Joch auflegen zu können. Der Mönch des Mittelalters war der Lebemann *comme il faut.* Der Klosteraufenthalt war sozusagen eine Villeggiatur *ad vitam.* Des Weltlaufs Elend und Sorgen, die den Bürger und Bauern, den Handwerker und Familienvater so hart bedrängten, sie hatten keine Macht über die Junggesellen im Klosterfrieden. Hatten die Mönche nur einigermassen Grütze im Kopf, dann lebten sie, wie Julius Grosse singt,

„Hier wie Götter schon im Himmelreich,
Als Geisterkönige. Glücklich und beneidenswerth,
Im grauen Rock zu wohnen hier im Leidasyl,
Von allem Wirrsal und der Qual des Wandels fern,
Nach Lust zu malen, frühe, wenn die Sonne kommt,
Zu bilden und zu singen noch in stiller Nacht, —
In alten Büchern suchen heil'ge Weisheitsspur
Und still den Tag verbrütend über dunklen Spruch."

Freilich, nicht in allen Klöstern hatte man's gleich gut. Ein Mann von Geist und Herz z. B. musste sich vermaledeit unbehaglich fühlen in jenen Mönchshäusern,

wo man nichts betrieb als Gebet, Singsang, Bettel, Abfütterung und Auspeitschung. Da gehörte Prädisposition dazu, um an sothaner Lebenspraxis Geschmack zu finden.

Montecasino hingegen muss zu allen Zeiten ein Paradies gewesen sein, ein Asyl im schönsten Sinn. Der Reiz der Lage auf luftiger, sonnenbestrahlter Bergeshöhe mit zauberhaften Ausblicken auf Gebirg und Thal; das milde Klima des Südens; die reiche Füllung von Küche und Keller in Verbindung mit den sich stets häufenden Schätzen der Literatur und Kunst; die gedeihliche Ruhe im Schirme bombenfester Mauern, an denen sich die profanen Leidenschaften machtlos brachen: fürwahr, die Montecasinesen waren begnadete Leute! Dann die goldene Unabhängigkeit! Ein dankbarer Aufblick nach Oben —

Deus nobis haec otia fecit!

und leichten Gewissens konnte man wieder das Menschengewimmel da unten ausbeuten und beherrschen.

Es ist wahr, einigemale gab's auch in Montecasino Krawall und die feierlichen Marmorhallen waren Zeugen grausiger Blutscenen. Das ging vorüber und das Kloster florirte weiter. Da kamen die italienischen Revolutionsjahre und brachten ein einiges Königreich und der junge Staat hielt Abrechnung mit dem Mönchsthum. Mit dem übrigen, das ganze Land schmarotzerhaft bedeckenden Klosterwesen wurde auch die vornehme Benediktiner-Abtei Montecasino unter das Fallbeil des Klosteraufhebungsgesetzes geschoben. In Anbetracht des Ruhmes jedoch, den sie sich im Verlauf des christlichen Weltalters durch Arbeit und scholastische Anstrengungen erworben, fühlten die radikalen Italiener

ein menschliches Rühren mit ihrem Schicksale und sie ersannen einen Kompromiss zu Gunsten der einst so mächtigen Benediktiner-Abtei. Die Klostergüter wurden allerdings bis auf den letzten Centesimo eingezogen, das Mönchskollegium aber in ein Domkapitel metamorphosirt und die architektonischen, künstlerischen und sonstigen Herrlichkeiten als unantastbares Nationaldenkmal, als kostbare Reliquie im italienischen Schatzkästlein der treuen Huth der Benediktiner überlassen.

Der Staatshaushalt lässt sich die Konservirung Montecasinos jährlich bedeutende Summen kosten.

Und die Mönche? Als zeitverständige, gebildete Leute fanden sie sich bald in die neue Situation und als gewissenhafte Männer leben sie nach Entzug der fetten Klostergüter vom Erträgnisse ihrer Arbeit und ihrer neuen geistlichen Würde. Sie haben noch guten Appetit und leben wahrlich nicht von Brot allein. Auch ihrer weltbekannten Gastfreundschaft haben sie keinen allzufühlbaren Abbruch gethan. Sie leben und lassen freudig leben alle, die zu ihnen kommen. Ich kann's rühmen.

Nun haben sie eine von mehr als zweihundert Laienzöglingen besuchte Schule mit Elementar- und Gymnasialkursen eingerichtet, eine umfassende Druckerei und eine litographische Anstalt etablirt und beuten emsig die literarische und künstlerische Erbschaft aus, die das Mittelalter in den Büchereien und Handschriftensammlungen angehäuft hat. Da ist der gelehrte Geschichtsforscher Padre Tosti, der die Druckerei mit seinen Werken beschäftigt, da ist der feinsinnige Don Oderisio Piscicelli, der die prachtvolle „*Paleografia artistica*" edirt, da ist noch dieser und jener, der die klösterliche

Musse mit nützlichen Thaten ausfüllt. Wo die profane Hantirung eine Lücke im Geldbeutel lässt, da springt die religiöse Funktion, die selbst in diesen armen Gebirgsgegenden noch gut honorirt wird, helfend ein.

Charakteristisch erscheint noch der Umstand, dass der derzeitige Abt ein ehemaliger Protestant deutscher Abkunft ist — der ehrwürdige Padre Bonifacius Krug. Er ist kein Schwärmer. Ein nach seiner Art erleuchteter, scharf spekulirender Kopf, zäh und energisch, kann er's, noch da er jung ist, weitbringen in den Wettspielen der römischen Hierarchie. —[1]

Auf dem Bahnhofe der sonst so stillen, am Fusse des Klosterberges gelegenen Station San Germano herrschte reges Leben. Landleute mit hungrigen Gesichtern und nothdürftiger Kleidung, elegante Touristen und behäbige Pilger, die von einem Abstecher nach dem Kloster zurückkamen, hasteten am Bahnzug auf und ab, um noch einen guten Platz für die Romfahrt zu gewinnen.

In unserem Coupee waren noch drei Plätze frei. Zwei Provinzler stürmten herein, prallten aber wieder zurück, als sie in der Ecke den Kapuziner gewahrten.

Die armen Kapuziner stehen nämlich im Rufe des bösen Blicks und gelten beim abergläubischen Volke als unheilvolle „Jettatori".

---

[1] Im elften Jahrhundert kam ein Abt von Montecasino auf den päpstlichen Thron. Es war Desiderio, der als Vittorio III. statthalterte. Die Kardinäle erwählten ihn infolge der Empfehlung eines Vorgängers, ein Verfahren, das auch Vittorio III. anwandte, nm seinen Freund, den Bisehof Ottone von Ostia, zum Nachfolger zu haben. Schade, dass dieser Wahlmodus wieder abkam. Es wäre keine geringe Bequemlichkeit für den heiligen Geist wie für das Konklave, wenn jeder Papst bei Lebzeiten seinen Nachfolger selbst erkürte — schlimmere Missgriffe als die Kardinäle könnte er gewiss nicht machen, zumal seit die Unfehlbarkeit in Gebrauch gekommen ist.



— Da gibt's gewiss ein Unglück auf der Fahrt, murmelten die biederen Gebirgssöhne und segneten sich als vorsichtige Katholiken mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes.

— Keine Angst! rief ich hinaus; auch Pio Nono ist ein berüchtigter Jettatore, wie Ihr wisst, und die ganze Christenheit sitzt wohlgemuth bei ihm im Schifflein Petri. Bei allen Heiligen, die Eisenbahn ist eines Kapuziners wegen kein riskanteres Fahrzeug als jenes Schifflein!

Umsonst mein Zuruf. Die ängstlichen Gläubigen waren bereits in einem kapuzinerfreien Waggon untergekrochen.

Dafür stieg eine frische, einen kräftigen Feldgeruch ausströmende Landblume bei uns ein. Dann folgte noch ein Pilger und ein hochaufgeschossener, grauleinener Tourist — beide Franzosen. Von Pilgern und Kapuzinern flankirt, bekam ich den Touristen zum vis-à-vis. Soll ich's sagen? Die Landblume wäre mir lieber gewesen. Ich liebe den gesunden Feldgeruch.

Und es dunkelte gewaltig ringsum. Der Zug dampfte ab.

Nachdem ich mit meinem Gegenüber die Pedalfrage erledigt hatte und unsere langen, unteren Gliedmassen in friedsamer Kreuzung in eine annehmbare Lage gebracht waren — die italienischen Wagen zweiter Klasse sind von einer kümmerlichen Enge — bot mir der grauleinene Tourist eine Prise an, ich ihm eine Cigarre. Nach gegenseitiger Ablehnung, die in den besten Formen internationaler Verständigung sich vollzog, hoffte ich mich wieder in die stillen Träumereien zurückzuziehen,

aus denen ich in San Germano durch das Geräusch des Aufenthalts und das Abendgeläute der Klosterglocken aufgescheucht worden war.

Es war eine phantastische Stunde, die mich reizte. Bilder aus der Apokalypse tauchten aus dem Grunde meiner Seele auf. Pilger und Kapuziner begannen alsbald die Formen jener wunderlich grottesken Thiergestalten anzunehmen, die uns der Seher auf Patmos in seinen zoologischen Inspirationen so hinreissend schilderte und die von den Redakteuren der Bibel mit soviel Scharfsinn als „Offenbarung St. Johannis, des Theologen" an den Schluss des neuen Testaments gestellt worden sind. Die Apokalypse schlug das Evangelium, der Theologe den Apostel.[1]

Ich träumte und hatte merkwürdige Gesichte. Die Sonne hing wie ein „härener Sack" am Himmel und Düsterniss breitete sich über die Lande. Da sah ich die „Schalen des Zorns," und sie verwandelten sich in riesige Badewannen, die vom Aufgang bis zum Niedergang reichten und in der grauen Atmosphäre schwammen. Und in den Badewannen plätscherte allerlei tonsurirtes Volk, Pilger und Pilgerinnen; sie

---

[1] Hier fällt mir gerade ein, was der Gottmensch Goethe über die Apokalypse an Merck schrieb (auf der Schweizerreise d. d. Genf, 28. Oktob. 1779). Der Leser gestatte die Erinnerung: „Jch kann das Göttliche nirgends, und das Poetische nur hie und da finden. Das Ganze ist mir fatal; mir ist's, als röche ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A und O. — — Mir ist das Gleichniss vom ungerechten Hausvater, vom verlornen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher — wenn ja was Göttliches da sein soll, als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Jch denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher!"

umschlangen sich und schnitten die tollsten Grimassen. Dazwischen sangen sie im Litaneienton wüste Lieder und als Refrain verstand ich deutlich den Vers aus dem fünften Kapitel der „Offenbarung“: Und wir werden Könige sein auf Erden, ja Könige! Während die Einen auf- und niedertauchten oder purzelnd dahinschossen wie Delphine, kletterten die Andern auf den Rand, klatschten auf die nassen Bäuche und spritzten den giftigen Schaum der Menscheit in's Antlitz. Da spannte ich meinen Entoutcas auf, drückte meinen Kalabreser tiefer in's Gesicht und spuckte herzhaft aus, mit Respekt zu melden.

Jch träumte — —

Jch fühle, wie mir jemand beharrlich auf's Knie klopft. Wie ich die Augen aufreisse, grinst mir der Franzose auf's freundlichste entgegen, räuspert sich wie Einer, der eine lange Rede vorhat, und spricht lächelnd:

— *Excusez, Monsieur!* Wir fahren da durch eine sehr interessante Gegend, nur schade, dass man nichts davon sieht. Jch kenne fast ganz Europa, bin in Aegypten gewesen, habe Palästina durchwandert und sah am Euphrat die Sonne untergehen. Vieltausend Meilen habe ich auf meinen Touren schon zu Fuss zurückgelegt, um die Eindrücke der fremden Oertlichkeiten unmittelbarer und anhaltender zu empfangen; aber glauben Sie mir, nichts gleicht der Umgebung Rom's . . . . .

Diese weisheitsvollen Worte rüttelten mich auf und befreiten mich von dem Alp der biblischen Offenbarung. *Voilà un homme,* der die wirkliche Welt kennt und nicht wie sie sich in verzwickten Theologen-

schädeln spiegelt; *voilà un homme*, der freudig erzählt und mit dem sich sprechen lässt.

Da ward auch das Band meiner Zunge wieder gelöst. Jch musste sehr laut sprechen; denn der Regen schlug mit Macht an die Fenster und gross war das Geräusch des wild dahinjagenden Schnellzugs, verstärkt noch durch das schallende Schnarchen der im Herrn entschlafenen Kapuziner und Pilger, deren grosskugelige Rosenkränze monoton aneinander klapperten. Je lauter man aber sprechen muss, desto wuchtiger gestalten sich die Gedanken; die rhetorischen Uebergänge fallen aus, der verschleiernde, von der modernen Konversation so gehätschelte Schnickschnack bleibt fort, die Idee erscheint nackt, *sans gêne*.

— Wo befinden wir uns jetzt? fragte ich.

— Station Ferentino vorüber!

— O, da sieht man doch Mancherlei, trotz der dichten Nacht, die heute dunkler zu sein scheint, als der dunkelste Weg der Vorsehung. Da rechts im Gebirge liegt Veroli, das antike Verulae, da sehe ich eine Lohe aufsteigen — es ist der blutrothe Schatten eines unglücklichen Ortskindes. Armer Antonio della Paglia! Du schriebst ein Büchlein über die Wohlthat Christi und leugnetest das Fegefeuer. Dafür musstest Du drei Jahre zu Rom im Kerker schmachten und wurdest dann von dem Stellvertreter Christi auf dem Holzstosse gebraten. Das hat man davon, wenn man die Wohlthaten Christi herausstreicht, frommer Pechvogel!

Und dort zur Linken, sehen Sie das Felsennest Anagni? Merkwürdige Trümmer des alten Gaetanipalastes, wo der achte Bonifaz im vollen papstköniglichen

Schmuck beohrfeigt wurde. Ein beohrfeigter Papst, das sieht und hört man auch nicht alle Tage. Jawohl, die Wege nach Rom sind belehrsam. Was meinen Sie?

— Ich kenne die Scene; sie füllt eines der traurigsten Blätter in der Papstgeschichte, antwortete der Franzose, während sich sein intelligentes Gesicht in nachdenkliche, fast schmerzliche Falten legte. Dann wurde er plötzlich still. Auf seiner Stirn jagten sich die Gedankenschatten.

Das ist sicher kein oberflächlicher Weltbummler, sagte ich mir, keiner der Dutzend-Touristen, die sich mit dem Scheine der Tathsachen, mit der Konstatirung der Begebenheiten abfinden lassen, ohne nachwirkendes inneres Interesse. Der Mann hat ein Herz für die Welt.

— Ein denkwürdiger Tag ist auch der heutige, hob er nach einer Pause wieder an. (Es war ein etwas spitziger Baryton, der nur hie und da sonor anschlug). Heute ist der unglückselige 20. September. Wahrlich, schlimmer als jener Faustschlag des rebellischen Feudaladels wirkten auf den Niedergang des Papstthums jene unzähligen moralischen Backenstreiche, die sich die Statthalter Gottes durch eigene Unwürdigkeit und excessiven Weltsinn selbst ertheilt haben im Angesichte der richtenden Menschheit. Der 20. September 1870 vollzog auf rechtskräftigem Wege eine Sentenz, welche die Weltgeschichte längst gefällt hatte. Ich glaube nicht, dass sie je rückgängig gemacht werden kann, so sehr ich auch im Innersten meines Herzens die Einbusse der weltlichen Papstmacht beklage. O, der Glanz der katholischen Religion verlangt die Folie weltlicher Macht. Ich würdige vollauf das

Gefühl, das Pio Nono in einer Encyklika das exagerirte Wort eingab, die Gläubigen sollten mit ihren Gebeten Gott zwingen, Rache zu nehmen an seinen Feinden und ihnen das römische Königsthum wieder zu entreissen.

— Ach, lieber Herr, entgegnete ich, an Gebeten hat es die Christenheit seither nicht fehlen lassen, und die göttliche Rache lässt noch immer auf sich warten. Darum probirt's jetzt die klerikale Aktionspartei auf eigne Faust; arrangirt Wundererscheinungen, Wallfahrten im grossen Massstab, schürt und hetzt und plant einen entscheidenden Kreuzzug.

— Das wird schlimm enden, meinte der Franzose, wenn nicht aus der Masse des italienischen Volkes selbst dem beraubten Papste rettende Schaaren erstehen, die sich mit Begeisterung dem Restaurationswerke opfern.

— Mit Begeisterung opfern? Wofür? Für den Unglückspapst Pio Nono? Um sich wieder ein Tyrännchen aufzuladen, wie sie das frühere, zerstückelte Italien an allen Ecken und Enden der Halbinsel hatte, deren nichtsnutzige Existenz noch im Gedächtniss aller braven Köpfe lebt? Und selbst wenn es die Aufrührer im Vatikane verständen, die religiösen Interessen, dieses bekannte Trugbild, effektvoll vor den Augen der dummen Heerde in Frankreich, Belgien, Deutschland u. s. w. spielen zu lassen, um den kirchlich gedrillten Volksverstand noch mehr zu verwirren und im Verein mit den socialistischen Wühlern die allgemeine Unzufriedenheit noch zu steigern; so würde sich doch in ganz Italien kein Finger rühren zu Gunsten des Papstkönigs. Italien ist elend daran, aber vom Vatikan

hofft es keine Erlösung. Für angebliche religiöse Interessen wird sich Italien nie in dem Grade erhitzen, dass es zu Gunsten des Papstthums eine Donquixoterie begeht. Nie! Italien ist katholisch und wird katholisch bleiben, obschon sich's im Grunde weder um den Katholicismus, noch um die Religion überhaupt grosse Stücke kümmert. So enthusiastisch und leicht entzündlich dieses Volk in anderen Dingen ist, so indifferent ist es in religiösen Materien. Eine neue Oper von Verdi z. B. regt es hundertmal mehr auf und fesselt hundertmal stärker sein innerstes Interesse, als etwa ein neuer Glaubensartikel von Pio Nono. Die Theater sind überfüllt, die Kirchen stehen leer, obwohl die ersteren theuere Eintrittspreise erheben, während die letzteren ihre Vorstellungen gratis geben. Wenn der Zufall, erlauben Sie dieses Wort an dieser Stelle, die Italiener statt katholisch etwa buddhistisch oder muselmanisch gemacht hätte, so würden sie mit derselben nachlässigen Grazie die buddhistische oder muselmanische Religionspraxis betreiben — und dieses kraft der Eigenthümlichkeit der italienischen Volksnatur, die in religiöser Beziehung von einer merkwürdigen Anspruchslosigkeit ist. Italien wird seinen bequemen Katholicismus behalten; es wird ihn leben lassen, wenn er leben soll, und sterben lassen, wenn er sterben soll, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Die moralische, humanisirende Wirkung des Katholicismus ist gleich Null.

Das wollte mein grauleinener Tourist nicht gelten lassen. Er entwickelte seine Gegengründe in einer Weise, welche eine sehr respektable Kenntniss der Verhältnisse des Landes und der religiösen Bewegung

in der Gegenwart verrieth. Wer mochte dieser ebenso geschulte als liebenswürdige Gegner sein? Jemehr auch unsere Meinungen bei'm Fortgang des Gespräches über religiöse und kirchliche Dinge auseinander und gegeneinander liefen, der Mann wurde immer herzlicher und wärmer. Im Eifer der Unterhaltung acceptirte er meine Cigarren und dampfte — wie er versicherte, gegen seine Gewohnheit — wie ein alter Husar, während ich instinktiv in seine Dose griff und ebenfalls ganz gegen meine bessere Gewohnheit eine Prise um die andere zur Nase führen.

Sein Schnupftabak erwies sich schliesslich stärker, als seine Gegengründe. Das Niesen rührte mich bis zu Thränen und ich verspürte eine angenehme Erleichterung des Kopfes. Seine Einwände zu Gunsten der von mir in Abrede gestellten moralisirenden Kraft des römischen Katholicismus trafen nur die Aussenseite, aber nicht den Kern meiner Behauptung, legten mir aber zugleich den Verdacht nahe, dieser Mann müsse irgendwie an die Interessenpolitik der römischen Kirche auf's festeste gebunden sein.

Unter anderem gab mir folgender Erguss Stoff zu diesbezüglichen Erwägungen:

Das religiöse Gefühl, sagte er, mag es seinen Ursprung haben in der Furcht oder Schwäche oder Eitelkeit der Menschen, ist heute noch unerschöpft und vielleicht für alle Zeiten unerschöpflich. Mit einem wahren Heisshunger sucht es Befriedigung, und es mag sein, dass es nach den Begriffen der Freidenker nicht immer glücklich ist in der Wahl der Mittel und Wege zu seiner Befriedigung. Je grösser die Verwirrung einer Epoche, je greller die Kontraste einer gegebenen

Gesellschaft, desto ungestümer regt sich das religiöse Gefühl in den Massen. Nun gehört aber gerade unsere Zeit zu der verworrensten. Im Geistes- und Herzensleben hat sie das wildeste Chaos erzeugt. Aus allen Klassen der Gesellschaft ist die Zufriedenheit geflohen. Eine schreckliche Kluft gähnt zwischen der Realität und der Idealität des Lebensbegriffs. Alle edlen Herzen bluten; die Geister sind des Skepticismus müde. Alles drängt nach einem Halt, nach Ruhe und Ausgleich. Das unerträglich gewordene Natürliche drängt wieder zum Uebernatürlichen — zu den Tröstungen der Religion, zu den Verheissungen des Jenseits. Diesem Drange kommt aber kein Religionssystem besser entgegen, als das katholische. Der Katholicismus allein erfüllt alle Bedingungen, um das religiöse Gefühl an seine Dogmen Riten, Offenbarungen und Versicherungen zu fesseln und ihm Befriedigung zu gewähren. Die Kritik mag sagen was sie will. Sie müht sich vergeblich an den Aussenwerken des grossartigen katholischen Religionssystems ab. Das Innere vermag sie nicht anzutasten. Und hier liegt der Unterschied zwischen dem Katholicismus und allen übrigen nichtkatholischen Religionsgesellschaften: diese haben die Kritik im eigenen Leib im Centrum des Lebens, und sie saugt ihnen das Herzblut aus. Daraus erklärt sich das ungeheure Uebergewicht des Katholicismus über den Protestantismus — und die Lehre von der Unfehlbarkeit des sichtbaren Kirchenoberhaupts hat dieses Uebergewicht nicht erschüttert, sondern vielmehr gefestigt und gestärkt.

Dazu eine Persönlichkeit wie Pio Nono an der Spitze! fuhr er enthusiastisch fort. Einer der verehrungswürdigsten und ältesten Männer, die heute eine Autorität

auf Erden ausüben, übt er einen Zauber auf die Christenheit, der nicht seines Gleichen hat in der Geschichte. Sehen Sie diesen Papst; seiner weltlichen Macht beraubt, von den meisten Regierungen angefeindet, von den Altkatholiken, diesen lächerlich impotenten Religionsstümpern, verhöhnt, einsam in einem labyrinthartigen Palaste hausend, besitzt er eine solche Gewalt über die Seelen, dass aus aller Herren Länder die Gläubigen zu Hunderttausenden herbeiströmen, um zu seinem Jubiläum ihm die Versicherung ihrer Treue und reiche Geschenke darzubringen und ihn knieend um ein Wort des Segens anzuflehen!

Frisch und kräftig noch trotz der Last der fünfundachtzig Jahre und der Bitternisse und Unglücksfälle, die sie in so reichem Masse für ihn bargen, scheint es, als wage es nicht einmal der Tod, diese erhabene Figur des göttlichen Stellvertreters mit seiner vernichtenden Hand zu berühren. In der Zeit schon wächst dieser ehrwürdige Greis in die Ewigkeit hinein und einst, wenn er hinübergeschlummert sein wird in das Land ewigen Friedens, wird sein Name und sein Bild wie eine heilige Legende durch das Gedächtniss der Nachwelt ziehen....

So mein grauleinener Tourist.

Ich hörte ihm geduldig zu. Er sprach wirklich gut. Sein Auge flammte, seine schlanke Nase hob und senkte die sinnlich ansprechenden Nüstern, der Mund bewegte sich in schönen Linien, in der Stimme lag etwas Ueberzeugendes. Mein Kapuziner nebenan, der indessen aufgewacht war, und der Pilger waren gewiss überzeugt. Ich nicht. Mich gewinnt keine Prunkrede. Ich bemerkte einfach, dass hier leider die Beleuchtung eine zu unzulängliche sei, um die Figur des Papstes im

richtigen Lichte zu schauen, sonst würde auch ich mir die Freiheit nehmen, dem verehrten Coupeepublikum den alten Herrn Pio Nono nach meiner Auffassung zu zeichnen. Meine Auffassung sei aber nicht die poetische der Halbdämmerung, sondern die realistische des vollen Mittagslichtes, wie sich's für historische Figuren gezieme.

Nun mischte sich auch der Kapuziner in's Gespräch und zwar als — Statistiker. Er berichtete, dass der Papst zu seiner Jubelfeier allein mehr als zweitausendfünfhundert Kelche aus verschiedenem kostbaren Metall empfangen habe.

Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen und gezählt in der vatikanischen Ausstellung, setzte er mit Emphase hinzu und blies beide Backen auf wie ein Posaunenengel aus der Rokokozeit.

Dann, fuhr er triumphirend fort mit listigem Augenzwinkern, weiss ich ganz bestimmt, dass der heilige Vater aus seinem Jubiläum einen Nutzen von vierzehn Millionen Franken in klingender Münze gezogen hat. Eben so gewiss ist es, dass Seine Heiligkeit am 3. Juli in einer einzigen Stunde dreihundert Glückwunsch-Telegramme und am ganzen Tage nicht weniger als einmalhunderttausend Gratulationsbriefe erhalten hat. So gross ist die Sympathie der Christenheit für Pio Nono!

— Es ist erstaunlich. Wo solche Zahlen sprechen, da muss die Ketzerei schweigen, fügte ich demüthig bei. Der Kapuziner erbat sich nach dieser riesigen statistischen Leistung einen Schluck aus meiner Foglietta.

— Ist dieses Jubelphänomen nicht zum Verwundern? fragte lächelnd der Grauleinene.

— Weniger zum Verwundern, denn das kann man sich durch kirchengeschichtliche Studien abgewöhnen,

als vielmehr zum Nachdenken. Vielleicht finde ich morgen im Schatten des Vatikans Musse, dann will ich über dieses Phänomen rechtschaffen nachsinnen.

Wir näherten uns Rom. Der Regen hatte nachgelassen. Am Himmel dämmerte ein weiter Lichtschein auf mitten in der Dunkelheit der sternlosen Nacht. Das war der Widerschein der ewigen Stadt am Tiberstrand. Uns jubelte das Herz, die theuren sieben Hügel wiederzusehen.

Aber was ist das? Kurz vor der Einfahrt in den römischen Bahnhof öffnet mein grauleinener Tourist seinen Nachtsack und zieht daraus einen breitkrämpigen, schwarzen Filzhut und ein langes dunkles Priesterkleid. Im Nu war er in die schwarze Hülle geschlüpft. Ich hatte es geahnt. Mein Erstaunen würdigend, reichte er mir seine Karte und setzte erklärend bei:

— Die Ferien sind zu Ende; bis zum nächsten Jahre wird der bürgerliche Tourist in den Schrank gestellt. Werden wir uns wieder begegnen und wo?

Auf der Karte aber stand geschrieben . . . . . *Abbé Kilomètre, professeur au collège* * * *

— Gewiss werden wir uns wiedersehn. Man weicht sich schwer aus auf unserer kleinen, windigen Erdkugel.

— Bei Gott und seinen Dienern ist kein Ding unmöglich.

— *Ah, cela soulage, monsieur l'Abbé, cela soulage!*

Mit einem „*Buona notte!*“ humpelte der dicke Kapuziner davon und verschwand mit der Feldblume im Gedränge des römischen Bahnhofs. Der Wolkenschleier zerriss und einige vorwitzige Sternlein kicherten daraus hervor.



2. Pio Nono der Grosse und sein Reich.

Es war im Verlauf von sechs Jahren das fünfte Mal, dass ich die Gastfreundschaft der italienischen Hauptstadt genoss. Versteht sich: gegen Baarzahlung!

Mein Herz frohlockte, als ich am Morgen das Fenster öffnete und vom heiteren Himmel die freudigste, anregendste Luft in's Zimmer strömte. Gewissenhaft wie ich bin — alle Ketzer sind es mehr oder weniger, da ihnen nicht die Gnadenbächlein der Orthodoxie fliessen, schon aus Nothwendigkeit ihrer eigensten Natur — gewissenhaft also erinnerte ich mich an das dem Touristen-Abbé gegebene Versprechen, das ausserordentliche päpstliche Jubelphänomen zu studiren. Also frisch an's Werk!

Ich ergriff Stock und Hut und verliess das Haus. Solche Phönomene studirt man nicht in der engen Stubenatmosphäre am Büchertisch. Da muss man sich die Sonne in's Gesicht scheinen und die Zugluft der Volksbewegung um die Brust streichen lassen. Nicht am Todten, am Lebendigen wollen solche Probleme erforscht sein. Der warme Volkskörper in der Fülle

seines Lebens muss auf den Secirtisch gelegt werden — soweit es die Mittel erlauben.

Am Kiosk vor der Kirche San Carlo, wo einst Mastai in seiner vorpiononlichen Periode die ersten Predigtkunststücke probirte, kaufte ich mir drei klerikale Journale: den *„Osservatore romano"*, die *„Unità cattolica"* und den *„Romano di Roma."*

Der Verkäufer musterte mich von Kopf bis zu Fuss. Witterte er meine germanische Ketzerhaftigkeit in meinem blonden Haargelock, im Schnitt meiner Toga meine antiklerikale Kritikseligkeit? Ein Kontrast war's, der den Römer frappirte. Ich begriff ihn bald. Wer in Rom's besseren, vom Geist der souveränen Modernität durchwehten Stadttheilen klerikale Journale kauft oder liest, setzt sich der Gefahr aus, seine Vollsinnigkeit oder seinen geordneten Civilstand von den Einheimischen ernstlich in Zweifel gezogen zu sehen. Und ich hatte gar drei Pfaffenblätter auf Einmal genommen! Das war verdächtig, sehr verdächtig.

Ich beobachtete das Mienenspiel meines Zeitungshändlers genauer.

— *Lei è Inglese?* platzte er heraus, indem er mit einer flinken Handbewegung seinen Hut etwas in den Nacken stiess.

Da haben wir die Bescherung! Der Mann hielt mich also richtig für einen bekehrten Engländer oder wenigstens für einen solchen, der verrückt genug ist, um für die Bekehrung reif zu sein und der zur gesegneten Vorbereitung auf diesen Akt täglich ausser seinen Beefsteaks noch ein halbes Dutzend klerikaler Zeitungen verschlingt.

— *Figlio di canonico, sei pazzo!* gab ich ihm zurück

und setzte vergnügt meinen Weg fort. Der Verkäufer sandte mir eine Lachsalve nach.

Ich war mit dem Anfang zufrieden. Seitdem ging ich täglich am Kiosk vor der San Carlokirche vorüber, um dort meinen Bedarf an klerikalen Zeitungen einzukaufen. Wir wechselten fast jedesmal eine Frage.

— Warum kostet ein vatikanisches Blatt doppelt soviel, als ein liberales?

— Weil die päpstliche Benediktion mitbezahlt werden muss! antwortete der Zeitungshändler mit pfiffigem Ausdruck.

— Wie verhält sich der Absatz der vatikanischen Presse zur liberalen?

— Ich verkaufe fünfzehnmal und öfter das „*Popolo romano*“ und mindestens zwanzigmal die „*Capitale*“, bis ich einen „*Osservatore romano*“ oder die „*Unità cattolica*“ an den Mann bringe.

— Trotz der päpstlichen Benediktion?

— *O, caro Signore,* wir haben von dem päpstlichen Segen von früher her noch einen solchen Vorrath, dass wir ihn leider noch lange nicht werden aufgebraucht haben . . .

Es ist beachtenswerth, dass in keinem anständigen römischen Kaffeehaus klerikale Journale aufliegen. Selbstverständlich rentirte sich auch die Strassenkolportage derselben nicht und wurde sistirt, während gerade sie den liberalen Blättern einen ungeheuren Absatz sichert. —

Nachdenklich den Korso hinabschlendernd, nachdem ich einen flüchtigen Blick auf den Inhalt der „*Unità cattolica*“ geworfen, war ich unvermuthet am Goethehaus

angelangt. Es trägt No. 20 und eine Gedenktafel, die das Municipium hat anbringen lassen.

„In diesem Hause ersann und schrieb Unsterbliches Wolfgang Goethe" — lautet die Inschrift der Marmorplatte.

Wohl gehört Goethe mit jenen Genien, die sich zu reiner Sonnenhöhe vollendeter Menschlichkeit emporgerungen haben, allen Zeiten und allen Völkern an. Doch durchzuckte mich auf dieser Stelle ein stolzes, süsses Gefühl der Landsmannschaft und, aufschauend zu der Tafel, sprach ich stille vor mich hin: Und er war unser und bleibt unser, der grosse Wolfgang, dem die Natur Alles beschieden hatte, sogar die nothwendige Ergänzung in Schiller!

Rasch schlug ich mich in das Strassengewirre des Tiberbezirkes. Ich hatte jetzt keine Zeit und Stimmung zu germanischer Geisterseherei, während mir der römische Himmel sein feurigstes Licht auf den Kopf goss und das phänomenale Jubelproblem oder das problematische Jubelphänomen des Ultramontanismus mir noch ungelöst nachschlich.

Hilf, heiliger Goethe!

Aber der heilige Goethe, der von sich selbst an Merck schrieb: „Ich bin kein Widerchrist, aber ein decidirter Nichtchrist" — kümmert sich auf seinem Olymp den Kukuk um den pfäffischen Aberwitz und um den Veitstanz der Klerokratie unserer Zeit. Er ist herzlich froh, dass er seine Walpurgisnacht geschrieben und den Hexensabbath auf dem Blocksberg in Verse gebracht hat . . . .

Enger, schmutziger und dumpfer werden die Strassen, je weiter ich vordringe. Das Volk, das zu

diesem Aufenthalt verurtheilt ist, müht sich mit harter Arbeit bald, bald mit christkatholischem Faullenzen. Unstät ist die Existenz in diesen Quartieren. Die Fieberluft hat das Blut vergiftet, das Gleichgewicht der Stimmung aufgehoben. Die Heiligenbilder an den Häusern mehren sich. In diesem Gewinkel züchtet sich das Pfaffenthum seinen ergebensten Anhang. Wer sehen will, was das Priesterregiment in Jahrhunderten souveräner Herrschaft für das niedrige Volk gethan, der komme hieher und mache Augen und Nase auf. Hier ist fast noch Alles priesterlich-jungfräulich und das verketzerte Italien hat noch nicht Zeit und Mittel gefunden, daran zu rühren. Es ist der orthodoxeste Schmutz in selbstherrlicher Vollendung.

Zwischen elenden, baufälligen Hütten riesige Paläste, die an Pracht und Umfang mit den Königsschlössern anderer Länder wetteifern. Hier hausten einst die Fürsten und Würdenträger der Kirche, der päpstliche Adel, die katholische Aristokratie. Wie sie noch heute strahlen, diese Prunksäle — Perlen auf dem Misthaufen! So illustrirte die alleinseligmachende Kirche die Lehre von der christlichen Gleichheit und Bruderliebe. Die Steine schreien und bestätigen das Zeugniss der Geschichte. Dem eine Tapferkeitsmedaille, der hier die Krummstäbler vertheidigt!

Kreuz und quer, in allen möglichen Linien und Verschlingungen laufen und verwickeln sich die Gassen und Gässchen. Dazwischen gähnt ein prosaisches Plätzchen und speit einen dünnen Wasserstrahl in einen verfallenen Trog. Der Archäologe stutzt und entdeckt einen antiken Sarkophag aus schönem Marmor; Zeit und Missbrauch haben ihn bis zur Unkenntlichkeit

malträtirt. Geschundene Esel und blinde Gäule humpeln lendenlahm herbei und löschen sich den Durst. Der Platz starrt von Schmutz. Strohseile spannen sich von Fenster zu Fenster und daran flattert unbeschreibliches Weisszeug . . . . O Sonne, ironische Flamme!

Wohin bin ich gerathen? Diese Gegend löst mein Jubelproblem nicht. Das Volk, das vorüber hastet, unter den Thüren sitzt, an den Ecken lungert, in niederen, dunstigen Stuben schneidert, schustert, feilt und andere Hantirung treibt, sieht heute nicht nach Jubel aus. Aber es läuft in die Kirche, um es auch einmal eine halbe Stunde gut zu haben auf der Welt und Weihrauch zu athmen nach dem häuslichen Gestank. Nach der Hölle seiner Wohnung ist ihm die Kirche mit den schönen Bildern, dem funkelnden Gold, dem farbigen Licht, den hohen, freien Kuppeln ein Paradies. Nach der Verdammniss am heimischen Herd ist ihm die Kapelle, der Tempel eine Erlösung. Entzückt schlürft es all' diese wohlthätigen Reize des Gotteshauses; sein schönheitdürstendes Auge trinkt in berauschenden Zügen die Pracht, welche Kunst und Kultus entfalten. Nicht das theologische Dogma ist der Trost dieser Armen, sondern die holden, besänftigenden Offenbarungen der Schönheit sind es, die über das elende Schicksal erheben. Der Priester hat dem Volke gut einreden, die Glaubensartikel bewirkten diesen Zauber! Das Volksgemüth unterliegt dem Zauber, aber es analysirt ihn nicht . . . .

Endlich eine Lichtung! Auf einem weiten, wohlgepflegten Platze angelangt, befinde ich mich einer stattlichen Kirche gegenüber. Es ist ein Kuppelbau des siebzehnten Jahrhunderts. Eine reinliche Freitreppe

führt sanftansteigend zum Portale empor. Die Thür ist geöffnet; der liebe Gott, oder sein Heiliger, oder einer seiner renommirteren Agenten — wer's auch sei — hat Empfangsstunde. Es ist erklecklicher Zulauf. Müde von der langen Wanderung durch das Labyrinth der Tiberbezirke, schreite auch ich auf die Thüre zu, nichts heischend von dem Tempel des unbekannten Gottes in einer mir unbekannten Stadtgegend, als eine nicht allzu unbequemliche Bank zu beschaulicher Ruhe.

Ein armer, verkommener Christenbruder hebt den ledernen Vorhang an der Thüre mit der einen Hand, mit der andern streckt er mir einen zerknitterten, fettigen Filzhut von unbestimmbarer Façon bettelnd entgegen. Man findet diese Sitte fast vor allen Kirchenthüren Italiens. Die Armuth, oft in der ekelhaftesten Form, pflanzt sich an der Tempelschwelle auf, um den behäbigen, eleganten Christen die Pforte zu öffnen und für diesen Dienst ein kleines Almosen einzuheimsen.

Ich lese am Thürpfosten noch die „heilige Einladung" *(sacro invito)* zu einer bevorstehenden Predigt und darunter auf einem Holztäfelchen in Frakturschrift: Hunde dürfen nicht eingeführt werden. Historisch!

Hunde nicht, aber Katzen und anderes Geziefer wohl. Kaum habe ich einen gutgelegenen Eckplatz besetzt, da drängt sich ein rother Kater schnurrend an mich heran. Der Bursch fühlte sich zu Haus. Wir tolerirten uns gegenseitig.

Die weiten Hallen und Nebenkapellen standen leer. Das Publikum hatte rings um ein Brettergerüst von etwas über Tischhöhe, das in der Nähe der Kanzel aufgeschlagen und mit grobem grünen Tuch

bedeckt war, Posto gefasst. Hier wird der geistliche Ohren- und Augenschmaus servirt werden.

Ich bin sehr für das Predigen. Bei dem Messlesen z. B. weiss der Priester wahrhaftig nicht, wofür er eigentlich seine Gage verzehrt, so unverhältnissmässig gering ist seine Arbeit. Ganz abgesehen von dem Missverhältniss zwischen Lohn und Leistung, wünsche ich aus puren Sanitätsrücksichten, dass sich der Priester recht des Predigens in der Kirche befleissige. Man denke sich einen gesunden Mann in den besten Jahren, unverheirathet, ohne Familiensorgen, ohne Reitschule, ohne Tanz- oder Turnsaal, ohne nachdrücklich anspannende Arbeit — wo will der mit dem Ueberschuss der Kräfte hin, für die er absolut keinen amtlichen Verbrauch hat? Ich will diese Frage nicht weiter ausführen, sie sei aber der stillen Betrachtung des Lesers empfohlen.

Das Predigen ist gesund. Es erzeugt einen rascheren Säfteumfluss, beschäftigt die Muskeln des Kopfes, der Brust, der Arme und, ist die Kanzel geräumig, auch der Beine. Wenn sich das Gehirn auch nur mit Dingen beschäftigen darf, die schon millionenmal dagewesen und fixirt worden sind, so findet eine einigermassen muntere Phantasie doch immer wieder ein paar neue Rhetorenschnörkel, ein paar dialektische Variationen, mit denen sich der alte Kram herausputzen und sozusagen modernisiren lässt.

Jeder Priester sollte wenigstens eine Stunde täglich predigen. Macht er's nur einigermassen geschickt, so finden sich immerhin die Zuhörer in diskreter Zahl. Im Nothfall geht's auch ohne Zuhörer. Gott hört seine Diener immer.

Die Priester sind zu wenig im Amt beschäftigt — daher so vielerlei Uebel, wie politische Wühlereien, häuslicher Unfug, sündhafte Kurzweil. Ich habe dabei selbstverständlich nur Zustände Italiens im Auge, also eines Landes, wo überdies das geistliche Metier fürchterlich übersetzt und tief in der öffentlichen Achtung gesunken ist.

Noch einen eigenen Gedanken will ich der Welt nicht vorenthalten. Man sucht neue Erwerbswege für die Frauen, d. i. für begabte Mädchen, die es nicht bis zum Frauenthum bringen konnten. Das Nonnenwesen kommt mehr und mehr in Abnahme und mit Recht. Aber warum schafft man keine Priesterinnen? Das Messelesen z. B. wäre meines Erachtens viel eher eine Verrichtung für Jungfrauen, als für Junggesellen. Ferner die Beichte! Wir haben endlich eingesehen, dass sich für die Krankheiten der Frauen und auch der Kinder hauptsächlich weibliche Aerzte ziemen. Es giebt da tausend Dinge, die das Weib zuversichtlicher dem Weibe als dem Manne vertraut. Machen wir doch endlich die Anwendung auf den Beichtstuhl, der Klinik für die seelischen Schäden! Wie horribel unzart, wie himmelschreiend unnatürlich, wie gemein-brutal, dass Frauen und Mädchen bei — Junggesellen beichten und die geschlechtlichen Krankheiten ihrer Seele vor lüsternen, unbarmherzigen Männerblicken enthüllen müssen! Das ist schlimmer, als öffentliche Prostitution. Das heisst die Frauenwürde mit Füssen treten, ein Heiligthum schänden.

Beichtväter für die männlichen Sünder — ganz recht. Wer des Seelenarztes bedarf, mag ihn konsul-

tiren. Für die Konfession der Frauen aber keine Beichtväter, sondern Beichtmütter![1]

— — — — — — — — — — — — —

So tief war mein Geist in diesen Gedankenschacht hinabgestiegen, dass das Schnurren des rothen Katers und die Einleitung der inzwischen begonnenen Predigt gar nicht bis zu ihm gelangten.

Habe ich viel versäumt? Der Leser urtheile nach folgenden treu nachgeschriebenen Predigtfragmenten. Was den Kater betrifft, so schnurrte er wie jeder andere Kater ohne Unterschied des Bekenntnisses.

. . . . „Die Irrthümer des Geistes, die Fehler des Herzens erzeugten die Indifferenz, den schlimmsten Zustand, in welchen Gott diejenigen gerathen lässt, welche die heilige Autorität der Kirche Christi hartnäckig bekämpfen. Auf den Wahnsinn von 1789 folgten die unerhörtesten Verbrechen, und ein heiliger Pontifex wurde von Rom fort in's Exil geschleppt. Die Geschichte hat die furchtbare Züchtigung registrirt, welche Gott dem Monarchen und dem Volke für diese

---

[1] Lächle nur immerhin, lieber Leser! Ich fühle es selbst, dass hier der deutsche Ideolog aus mir gesprochen, der im Weihesherzen ein Mysterium verehrt, an das er die frivole Hand des kirchendienstlichen Handwerkers nicht tasten lassen möchte. Die Kirche hat ja längst keine Priester mehr, sondern nur Dienstleute, Beamte, die auf Broterwerb ausgehen. Was wissen diese Cölibatäre, die nicht freiwillig, sondern aus äusserem Dienstzwang auf die höchste moralische Selbstvollendung in der Ehe verzichten, von dem Mysterium der Frauenseele! Wenn wir Ideologen auch nicht mehr an die Kirche und ihren Christum glauben, so glauben wir doch an die — Christin. Bei der Römerin macht unser kritischer Sinn eine Ausnahme; ihr ist der Katholicismus zu unmittelbar auf den mit klassischem Sensualismus gesättigten Leib gerückt. Sie mag ihre Beichtväter behalten. —

Abscheulichkeit zufügte. Denn wider den heiligen Stuhl kommt keine weltliche Macht auf.

. . . . „Unbegreifliche Geheimnisse der göttlichen Vorsehung! Pio Nono war ausersehen, alle die Kämpfe, welche die Kirche seit achtzehn Jahrhunderten zu bestehen hatte, noch einmal durchzufechten. Ihm gebührt der Ruhm des Sieges! Schwere und unheilvolle Zeiten hatte das Pontifikat Pio Nono's zu durchlaufen. In erschrecklicher Aufregung tobte die See, auf der Petri Schifflein dahinsegelt. Die Verfolgungen, die Ketzereien, die Spaltungen, welche in der Vergangenheit vereinzelt über die Kirche hereinbrachen, sie kamen unter Pio Nono's Pontifikat zu Hauf', um in kompakter Vereinigung den heiligen Lehrstuhl zu stürzen. Denn so gross war von Anfang an die Weisheit, die Tugend, die Beharrlichkeit Pio Nono's, dass der Satan nur mit ganz ungeheuerlichen Kräften gegen ihn anzurennen wagte.

. . . . . „Man lehrte, dass jeder nur seinen eigenen Trieben zu gehorchen habe, so dass die gröbsten Leidenschaften allmählig das Gehirn umnebelten und das Gefühl von der wildesten Geilheit überwuchert wurde. Gegen jedes Recht des Guten erhob sich die Gewalt des Bösen. Mit tausend Zungen und in tausend Formen brach die Revolution in alle Verhältnisse ein und warf sich zur Lehrmeisterin des Volkes auf. Mit dem erfahrenen Alter that sie zahm und weise, mit der fröhlichen Jugend schmeichelnd und beredt. Zuerst als kühne, dann als drohende Rathgeberin führt sie sich in die Königsschlösser ein und jagte die erhabensten Persönlichkeiten in die Verbannung; in die Hütten und Werkstätten kam sie als Sendbotin der Liebe; von den

Städten wanderte sie in die Dörfer, erschlich sich einen Platz in den Bibliotheken und Schulen; Gesetzgebung, Handel, Kunst, Industrie, jede Einrichtung trug ihr Gepräge. Indessen legte der Unglaube seine gottesschänderische Hand auf die Geheimnisse der Erlösung; der Indifferentismus erhob sich frech und trat die religiösen Gebräuche mit Füssen; der Christ wurde die Zielscheibe der Spötter. Wie in den ersten Jahrhunderten, so wurde jetzt eine wüthende Verfolgung wider den Katholicismus losgelassen; man nannte ihn eine rebellische Fraction. Am gewaltigsten tobte der Sturm des Hasses wider die Mönchsorden und die frommen Körperschaften, denen man nachsagte, dass sie die Einfältigen fanatisirten, die Gewissen verfälschten und dem Staate Feinde erweckten. Das Priesterthum wurde mit Hass überschüttet. Man wollte sich ein Vaterland ohne Gott schaffen. So zog die Revolution in ihre Schlünde alles mit hinab: ruhmreiche Ueberlieferungen, tugendhafte Gesetze, wohlthätige Einrichtungen.

. . . . „Der grosse Pio Nono sah diese Zeiten der Auflösung, trat ihnen kühn gegenüber mit jener besonderen Kraft, die ihm die göttliche Vorsehung einflösste, schlug d'rein und siegte! So hat Gott in seiner unergründlichen Barmherzigkeit Pio Nono dazu auserlesen, weit grössere Triumphe davonzutragen, als es je seinen Vorgängern beschieden war. Denn wenn von den früheren Päpsten die Einen die Verfolgungen bestanden, die Anderen die Ketzereien vernichteten, die Dritten die Glaubensspaltungen überwanden und mit den Schismatikern aufräumten, so war es Pio Nono, der ganz allein mit den vereinten höllischen Mächten den Kampf aufnahm, um sie alle zu besiegen und auf's Neue

die Göttlichkeit und Unzerstörbarkeit des heiligen Stuhles zu erproben.

. . . . „Der erhabene Geist *(l'alta sua mente)* Pio Nono's war es, der der ketzerischen Philosophie, wie sie vom Reiche Luther's aus Proselytenmacherei in den Schulen treiben wollte, die Waffen aus der Hand schlug!

. . . . „Tief erschütterten die Welt des Papstes Worte, womit er zuerst auf das rasende Unheil hinwies, von dem die Gesellschaft bedroht war, und als einzige Rettung den engen Anschluss an den päpstlichen Thron empfahl. So gross war der Eindruck dieser Worte, dass die Lehrstühle der Philosophie des Irrthums zusammenbrachen und die Altäre der Ketzerei einstürzten. Aber aus den Trümmern erhoben sich auf's Neue die Feinde der Kirche, die zwar besiegt, aber nicht vernichtet waren. Sie vereinigten sich noch enger, um wiederholt die Autorität des heiligen Stuhles anzugreifen und die Rechte, welche dem römischen Pontifex zustehen, damit er den himmlischen Schatz des Glaubens und das Patrimonium der Braut Christi vertheidige und bewahre, zu annulliren. Man wollte die Vorrechte der Päpste und ökumenischen Koncile brechen, indem man sie als Eingriffe in die Fürstengewalt verleumdete, während doch einst die Fürsten der grössten Reiche vor der Majestät der Koncile und der Päpste sich beugten und fussfällig um Gnade, um Verzeihung, oder um den apostolischen Segen flehten. Man wollte der Kirche die weltlichen Güter entreissen, die doch zu allen Zeiten den Schatz der Armen, die Stütze der Bildung, den Glanz der Künste, den Ruhm der Städte bildeten. — Da aber erhebt sich der Pontifex Pio Nono, in sich sammelnd die Stärke des grossen Leo und die Standhaftigkeit des

grossen Gregor, um nicht allein den Gewaltakten der verzweifelten Verfolgungswuth Widerstand zu leisten, sondern auch den Irrthum aus seinen geheimsten Schlupfwinkeln herauszutreiben und zu brandmarken und mit wahrhaft übermenschlicher Kraft und Weisheit die Herrschaft der Kirche zu bestätigen, die Rechte des römischen Oberpriesters zu definiren und den weltlichen Regierungen ihre Grenzen vorzuzeichnen.

. . . . . „So hat Pio Nono seine eigene Grösse in der Geschichte verunsterblicht. Als Pontifex, als Souverän, als Vater der Gläubigen hat er nicht seines Gleichen. Keiner vor ihm war so von Gott ausgerüstet, um als unbezwinglicher Eckpfeiler der Kirche zu dienen. Keiner war von Gott so begünstigt, die Jahre des bis jetzt dagewesenen längsten Pontifikats, das St. Petri, zu überschreiten.

. . . . „Dem Moses war es nicht vergönnt, in das gelobte Land zu kommen, aber Pio Nono wird das neue Jerusalem noch schauen, welches der Seher auf Patmos dem verheissen hat, der da ausharrt. Und der Sieger Pio Nono wird noch mit leiblichen Augen sehen, wie die Irrenden vor ihm demüthiglich im Staube kriechen und seine Barmherzigkeit anflehen; er wird sehen die Mächtigen, die ihn heute noch verfolgen, und die einst so stolz waren, wie die Cedern auf Libanon, zerschmettert vom Arme des allmächtigen Gottes, bittend um ein verzeihendes Wort; er wird die Reiche der Erde sehen in Staub zerfallen und zertreten von den Schaaren der Pilger, die nach Rom ziehen, um zu den Füssen des Pontifex den Triumph der Kirche zu feiern. Ja, er wird sehen, wie sich sein geliebtes Vaterland aus dem Meere erhebt, gereinigt von jedem

Schandfleck der Revolution, strahlend in jener Glorie, die nur aus dem Glauben strömt, und es wird ihn nennen Pio Nono, den Gottgeliebten, den berühmtesten und verehrtesten Souverän, den liebreichsten Vater, und alle Völker werden einstimmen in den Hosiannaruf und singen: Heil, Heil, Heil Pio Nono, dem Grossen!"

— — — — — — — — — — — — —

Ich kann einen Eid darauf ablegen, dass nicht der rothe Kater es war, der also gepredigt hat. Es war der schwarze Pater, der diese Predigt schnurrte. Himmel noch einmal, war das eine Leistung! Jetzt erst erschien mir Pio Nono und sein Reich im wahren Lichte und meine ketzerische Seele war geblendet von dem überströmenden Glanze.

In meiner Verwirrung fragte ich den Kater, wie denn dieser hochbegnadete Pater heisse. Das kirchliche Vieh blieb mir aber die Antwort schuldig. Aergerlich trat ich ihm auf den Schwanz und es stürzte sich schreiend in die Sakristei.

— „Selbst der Kater ruft: Heil, Heil, Heil Pio Nono, dem Grossen! bemerkten verwundert einige fromme Weiber und glaubten, es habe sich ein Mirakel ereignet.

Ich ging still lächelnd davon, um keine weiteren Wunder zu provociren.

In Gedanken versunken, versäumte ich es, mich über die Oertlichkeit zu informiren und mir die Namen der Kirche und Strasse zu merken.

Der Pius-Vortrag ist historisch und ich bewahre die mitgetheilten Fragmente als kostbare Reliquien theologischer Aufschneiderei.

Auch dem Redner begegnete ich wieder. Es war Antonio Renier, der heiligen Theologie Doktor.

Allen Respekt!

An demselben Tage schöpfte ich noch aus der „*Unità Cattolica*“ die Belehrung, dass der vielberufene Klerikalismus recht eigentlich der Geist und die feinste Blüthe der katholischen Religion sei. Ich finde diese Erklärung sehr *à propos.*





3. Das Jubelphänomen.

Ich habe einen guten Freund — was man in der aufrichtigen Gesellschaftssprache unseres fortgeschrittenen Zeitalters eben einen guten Freund nennt — der das Amt eines Unteragenten in dem grossen Geschäftshause „Pio Nono und Vorfahren“ bekleidet.

Er hält von der Unfehlbarkeit seiner Principalschaft nicht gerade viel, „aber,“ sagte er mir jüngst, „unsere neuen Glaubensartikel haben trotz aller Proteste eingeschlagen und finden enormen Absatz; nie besass unser altes Haus das Vertrauen der Kundschaft in dem Masse wie heute. Credit ist Geld und Geld ist Macht. Unser Credit hat im Augenblick eine fabelhafte Höhe, trotz der feindseligen Machinationen unserer Konkurrenten. Wir sind die fabelhafteste Macht der Welt. Geld haben wir wie Heu. Unsere Kunden sind von der rücksichtslosesten, zudringlichsten Zahlungsfähigkeit. Der Reiche von seinem Ueberflusse, der Arme vom Sparpfennig seiner Armuth füllen in rührendem Wetteifer unsere Kassen. Haben Sie gesehen, was man in

unserm Geschäftsjargon den Pilger nennt? Lauter Kameele, reich mit des Orientes Schätzen beladen."

Aha, dacht' ich, nun sind wir wiederum glücklich bei dem interessanten Jubelphänomen angelangt.

Haben Sie jemals über die inneren Gründe dieses Aufschwungs in der Pilgerei, dieser Belebung des Jubilirens nachgedacht? fragte ich zögernd.

„Nachgedacht?" gab er gedehnt zurück und sah mich gross an. „Wahrhaftig, diese Denkübung anzustellen, ist mir noch nicht im Schlafe eingefallen. Das Nachdenken gehört überhaupt nicht zu den Geschäftsusancen auf meinem Posten. Ich fülle meine Stunden aus, und in der freien Zeit, die mir reichlich bleibt, rauche ich Meerschaumköpfe an, lehre meinen Pudel über den Stock springen und dergl. Auch meine kochende Jungfrau bietet mir mancherlei Zerstreuung, so dass ich sehr wohl ohne Nachdenken über so mysteriöse Dinge mich vor langer Weile hinlänglich sicher fühle. Das Nachdenken erachte ich überhaupt für eine schlechte Gewohnheit, sobald es über die nächsten Fragen des leiblichen Wohlbefindens hinausschweift, und selbst hier hat es seine Schranken, wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: Ihr sollt nicht sorgen und fragen: was werden wir essen und trinken, womit werden uns kleiden? Ich weiss wohl, dass der Liberalismus das Denken mit einem Schein von Verdienstlichkeit zu umgeben sucht — aber der Liberalismus ist eine verdammte Erfindung. Es giebt nur ein Verdienstliches: der Glaube. Ihm winken irdische und himmlische Schätze zur Belohnung . . ." — — — — — — Und er lachte hellauf und liess seinen Pudel über den Stock springen.

* * *

Die Dummheit, die etwas vorstellen will, die perfide Weltlust, die schmarotzend sich durchzubringen trachtet, die Entsagung, die sich heimlich mit den Leckerbissen der Erde vollstopft: sie finden Stütze, Mittel und Wege in einem altangesehenen, mächtigen Religionssystem. —

Es gibt Perioden psychischer Entartung, von der ganze Gesellschaftsschichten ergriffen werden. In der Kunst wird der Kankan und Offenbach, in der Industrie das Gründerthum, in der Religion das Wallfahren und Jubiliren in solchen Perioden seuchenartig um sich greifen. —

Privat-, Familien-, Kasten- und Klassen-Interessen bestimmen die Handlungen der Menschen und treiben die Schwungräder des Parteilebens. Unzufriedenheit ist die mächtigste Bundesstifterin. Heute hat die Unzufriedenheit ihren Drehpunkt im Vatikan.

Der Italiener, der mit dem einigen Königreich und der Deutsche, der mit dem preussisch zugespitzten Kaiserthum unzufrieden ist, der Franzose, der die Republik hasst, der Lord, der sich unter Wollsäcken langweilt und seine Langeweile selbst im landläufigen Sport nicht los werden kann: sie Alle erwarten, wenn die nöthigen metaphysischen Personalqualitäten vorhanden sind, ihr Heil von dem grossen Unzufriedenen in Rom. —

Im Mittelalter war der Papst die Spitze der Welt. So oft die Menschheit eine mittelalterliche Stimmung (die aus neunhundert und neunundneunzig Quellen zusammenfliesst und, wie manche Wunderwässer, auch künstlich hergestellt werden kann) überkommt, steigen die Aktien des Papstthums. —

Im Allgemeinen denken die Menschen herden-

mässig; am liebsten denken sie gar nicht. Da die Natur den bekannten Horror vor dem Leeren nicht überwinden kann, so setzt sich schnell der Glaube zu Tisch, wenn das Denken aufsteht. Der Glaube ist ein bequemerer Genosse, als das Denken. Wer wollte es nicht auch einmal bequem haben in seiner Nachbarschaft? —

Nur im Glauben ist der Mensch frei, nicht im Erkennen. Der Glaube erzeugt rückläufige Gesinnungen und Bestrebungen, denn sein Wesen ist Reaktion wider den gesetzmässigen Zwang der Natur. Die Glaubensanstalten waren von je die Brutstätten der Reaktion. Der Hort der Reaction in jedwedem Sinn ist der Vatikan. —

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Kein Religionssystem hat diese Thatsache klarer erfasst, schlauer sich zurechtgelegt und konsequenter ausgebeutet, als das römischkatholische. Die formidable Organisation der päpstlichen Hierarchie hat ihre wuchtigste Stärke in der Schwäche des Fleisches und in der Willigkeit des Geistes zur Anpassung, einer der sieghaftesten Faktoren im Kampfe um's Dasein. —

Es ist nicht wahr, denn die Geschichte widerlegt es, dass die Kirche unwandelbar dieselbe gewesen ist — *semper eadem,* wie sie behauptet. Wie alle menschlichen Einrichtungen hat sich auch die Kirche im Verlaufe der Jahrhunderte gewandelt und verschiedene Zeitfarben angenommen. Nur in Einem Stücke blieb sie unerschütterlich: in dem Bestreben dem Klerikalismus die Weltherrschaft zu erobern und zu sichern. —

Die Kirchengeschichte ist nicht in der Papstgeschichte enthalten, aber der Geist der Institution spiegelt sich immer in ihrem Oberhaupte ab. Betrachtet man die lange Reihe der Päpste, so sondern sie sich in Gruppen und wir sehen: Apostel, Krieger, Weltmenschen, Heiden, Frömmler, Ehrenmänner, Taugenichtse, Pechvögel . . . . . —

Dilettanten hat nicht nur die Kunst und die Politik, auch die Religion hat sie. Pio Nono war Dilettant auf allen drei Gebieten: er machte Verse, blies die Flöte, hatte liberale Einfälle, definirte neue Glaubensartikel, verlor den Kirchenstaat und gewann die Unfehlbarkeit. Durch ein ironisches Zusammenspiel historischer Evolutionen wurde sein Dilettantismus in der Theologie zur Würde höchster religiöser Autorität erhoben. So ist der alte Herr im Vatikan der Abgott aller Dilettanten geworden. —

Alles, was seinen Prozess vor der modernen Wissenschaft und der socialen Gerechtigkeit verloren hat, macht, um noch zu retten was zu retten ist, sei es auf was immer für einem Wege, gemeinschaftliche Sache mit dem Papstthum. Alles, was sich vor der Zukunft fürchtet und sich nach den Nutzniessungen der Vergangenheit sehnt, huldigt ihm. Die konservativen und reaktionären Parteien aller Länder sind seine natürlichen Bundesgenossen. —

Pio Nono hat nicht nur neuen Aberglauben in die Welt gebracht, er hat auch einigen hinausgeschafft. Fast war es schon zum Dogma geworden durch die Traditionen der Jahrhunderte, dass ein echter Nachfolger Petri dessen angebliche achtundzwanzig Papstjahre nicht überschreiten dürfe. Der h. Antoninus (in Sorrento wird

er als Oelgötze ausgebeutet) führt diesen Umstand sogar als Zeugniss wider den dreizehnten Benedikt an, indem er behauptet, er müsse schon deswegen ein unechter Papst sein, weil er länger auf dem Stuhle sitzen bleibe, als es selbst Petrus gethan![1] Kann es aber je einen echteren römischen Pontifex geben, als den neunten Pius? Und siehe, er hat alle Vorgänger im Amte, den Petrus und den Antipapst mit einbegriffen, mit der Zahl seiner Jahre geschlagen! Jawohl, dieser Unfehlbare ist ein Wundermann und es ist ganz in der Ordnung, dass ihm alle alten Weiber beiderlei Geschlechts und beider Hemisphären schon um desswillen den Tribut der Verehrung und Anbetung, sowie den eines reichen Jubiläums-Pfennigs dankbar entrichten. —

Auch die Kirche war Vorkämpferin der Volksfreiheit! machen die gutmüthigen Vermittler geltend. War! Jedoch nur solange, als die drängenden Kräfte im gefesselten Volksleben nicht auf die eigentliche Freiheit, wie wir sie heute erfassen, gerichtet waren, sondern sich mit dem bescheidneren Ziele zufrieden gaben, die sociale und politische Knechtschaft der Menschen zu mildern. Nicht befreien wollte die Kirche, sie wollte die Knechtschaft nur erträglicher, das tyrannische Joch sanfter machen und somit die Unterdrückung des Volkswillens verewigen. Ueberdies spielte die Kirche diese Besänftigungsrolle stets mit um so anmasslicherer Ostentation, je bedrohter und geschwächter sie sich in ihrem eigenen Einflusse sah

---

[1] *Transivit annos Petri ad cumulum suae damnationis; nec mirum quia non in sede Petri.* Und ein späterer Papstgeschichtsschreiber sagt: *Sint licet assumpti juvenes ad Pontificatum, Petri annos potuit nemo videre tamen.*

den weltlichen Herrschern gegenüber. Die Papstkirche ist in ihrem innersten Kern die Negation jeder wahren Volksfreiheit. Hierin liegt der Grund, warum gerade heute die Parteien der sogenannten „moralischen Ordnung“ in Frankreich, Belgien u. s. w. dem Vatikan ihre Sympathien so lärmend zu erkennen geben. —

Eine Hand wäscht die andere. Die vatikanischen Jubiläen waren eine Waschung im grossen Massstab, nur ist dadurch des moralischen Schmutzes nicht weniger geworden in der Christenheit. —

Die Art, wie sich besonders die Tausende spanischer Pilger in Rom aufführten, zeigte augenscheinlich, wieviel verdummtes fanatisirtes Gesindel zum Kreuzzug angeworben und von den klerikalen Häuptlingen in den Vatikan getrieben wurde, um vor dem Papst-König Hosianna zu schreien. —

Amen.

Diese Aphorismen habe ich in bunter Reihe mit der Absicht auf's Papier geworfen, eine rationelle Ausdeutung des Jubelphänomens dem nachdenksamen Leser vermitteln zu helfen.





4. Der Cardinal-Camerlengo.

Rom, 2. Oktober 1877.

Als dem Papstthum der Himmel noch voller Geigen hing, auf deren Strich Fürsten und Völker tanzen mussten, war die Eminenz *„Cardinale Camerlengo“* eine grossmächtige Persönlichkeit im Vatikan. Bei Lebzeiten des Papstes waren seine Funktionen allerdings ohne weitertragende Bedeutung. Erst wenn der Papst todt war, trat der politische Einfluss des Kardinals-Kammerherrn [1] in seinen Höhepunkt.

Herrscher während des Interregnums, ruhte die Fülle der Macht vom Ableben des alten bis zur Einsetzung des neuen Kirchen- und Staatsoberhauptes in seinen Händen. Er konnte in der päpstlichen Münze Geldstücke mit seinem Bilde prägen lassen. Beim Arrangement der Papstwahl konnte er seinen Einfluss spielen lassen und dem heiligen Geist hinterrücks tüchtig in's Handwerk pfuschen.

---

[1] Wäre es vielleicht richtiger, *Camerlengo* oder *Camerario* mit Kämmerer zu verdeutschen?

Ja, er vermochte gar viel, der *Cardinale Camerlengo*, so kurz gemessen auch oft die Tage seiner Herrschaft waren.

Heute ist das anders geworden. Er ist zum einfachen Civilstandesbeamten herabgesunken, der das Ableben des Pontifex zu constatiren und dabei den drei Ordenshäuptern unter den Kardinälen zuzurufen hat, dass es Zeit sei, das Konklave einzuberufen. Früher wurde dieses Ceremoniell so geübt:

Sobald der Papst erkaltet war, erschien der Kardinal-Kammerherr mit den obersten Würdenträgern im Sterbegemache, um den Dahingeschiedenen dreimal beim Namen zu rufen. Der todte Papst, von einem natürlichen Rechte Gebrauch machend, beantwortet diesen Ruf mit kaltem Schweigen. Nun ergreift der Kammerherr ein silbernes Hämmerchen und klopft der Leiche dreimal auf die Stirn. Damit gilt der Tod des Papstes für festgestellt.

Die grosse Glocke auf dem Kapitol wird geläutet und bald hallt die Trauerbotschaft von sämmtlichen Kirchthürmen der Stadt und des Landes hernieder. Während der Erledigung des päpstlichen Stuhles ist nun der Kardinal-Kammerherr in weltlichen wie in geistlichen Dingen die oberste Autorität im Bereiche der Statthalterei Gottes auf Erden.

Pio Nono hat in Anbetracht der veränderten Zeitlage die Funktionen des Kammerherrn gebührend modificirt. Alles, was sich auf weltliche Dinge bezieht, wurde ausschliesslich dem Staatssekretär zugewiesen, und wie die Sachen heute stehen, wird der Kardinal Simeoni diesen Zuwachs an Kompetenz nicht als schwere Last empfinden.

Dem neuen Kammerherrn wird nur die geistige Führerrolle während des bevorstehenden Interregnums verbleiben. Bei der intimen Verquickung der politischen mit den religiösen Interessen und Bestrebungen hat das Amt auch in dieser beschränkten Fassung noch seine Wichtigkeit, umsomehr, da es im Konsistorium vom 21. September dem Kardinal Gioacchino Pecci feierlich zugesprochen worden ist.

Wer ist dieser Kardinal Pecci?

Er ist einer der stolzesten und zähesten Verfechter der weltlichen Papstgewalt, einer der steifnackigsten Intransigenten, welche die Wiederherstellung des Kirchenstaates um jeden Preis erstreben.

Seine Persönlichkeit ist erst seit einigen Monaten in Rom etwas bekannter geworden, und wer die einsamen Spaziergänge der Porta Pia oder San Pankrazio der Villa Borghese oder dem Pincio vorzieht, dem muss sie dort schon begegnet und aufgefallen sein. Der Kardinal Pecci hält sich mit Eifer an die der lärmenden Stadt abseits gelegenen Spaziergänge.

Dass Niemand in ihm den hohen Würdenträger verkenne, dafür sorgen schon die äusseren Zeichen seiner Stellung, die ihn auf seinen Gängen vor den Thoren der Stadt begleiten. Da ist zunächst an seiner Seite der allzeit lächelnde und vielfach sich verbeugende Abatino, der dem alten griesgrämigen Kardinal ebenso selbstgefällig und glücklich die Cour macht wie der jungen, schwärmerischen Contessa. So ein kleiner Abbé ist der unvermeidliche Begleiter der hohen Kirchenlichter, in deren Abglanz sein Cölibatärgesichtchen so unschuldsvoll in die Welt hineinstrahlt.

Da ist ferner in gemessenem, respektvollem

Abstand der fette Livreebediente, der sich streng im Rythmus der Schritte seines Herrn hält. Ganz zuletzt kommt die Carozza, altmodisch, schwerfällig, feierlich, von zwei hohen, starkknochigen Rappen gezogen. Mager wie ein Zahnstocher, hochaufgerichtet das Haupt mit den kalten, stolzen Augen, in strammer Haltung, der man die Siebenundsechzig nicht anmerkt, so stellt sich der Kardinal Pecci den Vorüberwandelnden dar.

Bis in die letzte Faser vom Bewusstsein seiner persönlichen Bedeutung wie seiner hierarchischen Würde durchdrungen, bewahrt er auch in seinem Palaste das Steife und Unnahbare seines Wesens, das dadurch etwas eigenthümlich Fanatisches erhält. Personen, die ihn aus näherem Verkehr kennen, versichern, in seiner Natur walten mephistophelische Züge vor. Im Gespräche ist seinem Munde das ironische, mit Verachtung und geheimen Trotz gemischte Lächeln nicht fremd. Ein kaltes, stechendes Feuer bricht dann und wann aus seinen Augen, die nur wie im Blitze den Angeredeten streifen, um sich sofort wieder in einer anderen Richtung zu verlieren.

Es liegt eine ganze Geschichte in diesen Augen. In früheren Zeiten sollen sie besonders für weibliche Gemüther einen fascinirenden Reiz besessen und weder mit süssen Schmeicheleien noch mit versteckten Drohungen gekargt haben. Pecci soll als Prälat, als Nuntius, ja noch als gestrenger Bischof in manches galante Abenteuer verwickelt gewesen sein. Er wird sich würdig und heldenhaft herausgezogen haben, und gar Manches, was ihm böse Zungen nachsagen, mag erfunden und übertrieben sein . . . . . .

Man weiss es ja:

> „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
> Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn."

In der römischen Gesellschaft war er früher sehr wenig bekannt, da er nur vorübergehend in der ewigen Stadt verkehrte und dieselbe niemals längere Zeit bewohnte. Gregor XVI. wandte ihm seine Sympathie zu und beschäftigte ihn, in richtiger Würdigung seiner Leistungsfähigkeit, in mehreren höheren Aemtern auswärts. Pio Nono hingegen war ihm wenig gewogen — man kennt ja sein krankhaft capriciöses Naturell! — und Antonelli, der Allmächtige, konnte ihn gar nicht ausstehen.

Im Januar 1846 wurde er zum Bischof von Perugia präconisirt und gleichzeitig, wie man sagt, auf Wunsch des belgischen Königs, vom Papst Gregor mit der Kardinalswürde bedacht, aber erst *in pectore*. Gregor starb und sein Nachfolger Pius liess den armen Pecci noch sieben volle Jahre warten, bis er ihm den schönen rothen Hut, diese so heissersehnte Auszeichnung, zuschickte.

An der amtlichen Stellung Pecci's änderte das Kardinalat nichts; nach wie vor blieb der talentvolle Mann im dem kleinen wenig bedeutenden Perugia festgebannt. Antonellis Gunst blieb ihm versagt, während sich der päpstliche Hof in Rom mit zweifelhaften Kapacitäten bevölkerte . . . .

Als im Jahre 1874 durch den Tod des Kardinals Barnabo die Präfectur der Propaganda — ein sehr ergiebiger Posten im Weinberg des Herrn — frei wurde, machte die Wahl eines geeigneten Nachfolgers dem Papste nicht geringe Kopfschmerzen. Die Stelle

trägt über sechszigtausend Francs jährlich, nebst freiem Wohnungsgenuss in einem brillanten Palast.

Nun enthält das Evangelium bekanntlich die weise Vorschrift: „Schaffet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!“ Es liegt auf der Hand, dass es selbst für einen unfehlbaren Papst kein Leichtes ist, unter der Schaar von Strebern, die unausgesetzt den Vatikan belagern, den rechten Mann für den rechten Platz ausfindig zu machen und mittelst des evangelischen Mammons an die speciellen Interessen der Kurie zu fesseln.

In seiner Verlegenheit plauderte der Papst mit einem Prälaten über den schwierigen Fall.

Heiligkeit, der Mann findet sich in Perugia in der Person unseres eminenten Kardinals Pecci, bemerkte der Engländer unterthänigst.

Oho!

Aber ein so gelehrter Mann, ein so guter Bischof . . . . .

Sehr wahr, ein ausgezeichneter Bischof — so bleibe er auch Bischof! schloss der Papst mit einem malitiösen Lächeln.

Und zum Präfekten der Propaganda wurde der Kardinal Franchi ernannt und Pecci blieb wo und was er war.

Bald darauf starb der Prodatario (päpstlicher Kanzleidirektor) Kardinal Vannicelli - Casoni und allgemein hörte man Pecci als seinen Nachfolger nennen.

Pecci selbst hält diesmal seine Ernennung für gesichert, bestellt sich einen Coadjutor in Perugia und eilt nach Rom. In der Zuversicht, diesmal festen Fuss

in dem Centrum der Christenheit fassen zu können, hält er gleich Umschau nach einer passenden Wohnung und miethet den ersten Stock vom Palazzo Falconieri in der Via Giulia . . . .

Nach langem Harren publicirt endlich der Vatikan das Ernennungsdekret, aber dasselbe lautet nicht auf den Kardinal Pecci, sondern auf den Kardinal Sacconi!

Das hatte in seinem Ingrimm der Antonelli gethan!

Es war nicht allein die Gründlichkeit des Wissens in allen ecclesiastischen Disciplinen, das ausgesprochene Administrationstalent, die Begabung für die Führung diplomatischer Geschäfte, welche der verschlagene Spürsinn Antonelli's in Pecci witterte und fürchtete; es war noch viel mehr einem *on dit* zufolge eine unauslöschliche Rancüne, welche der Staatssekretär gegen den Bischof von Perugia hegte, weil ihm dieser einmal in einem verjährten Liebeshandel in die Quere kam.

CölibatäreStaatswirthschaft! Diese kirchlichen Junggesellen sind von kochendem Hasse und von vernichtendem Fanatismus erfüllt, wenn sie auf ihren verliebten Schleichwegen sich als Nebenbuhler entdecken. Auch diesen privaten Racheakten pflegen dann die, welche das Heft in den Händen haben, das bekannte Feigenblatt der „religiösen Interessen" aufzukleben. Die Welt weiss das, aber — sie glaubts nicht. Rührendes Zeugniss von der Güte des menschlichen Herzens trotz aller erbsündlichen Verderbtheit! Wahrhaftig die Priester hätten hinlänglich Ursache, von der Kanzel herab in einem besseren Ton von ihren laienhaften Mitmenschen zu sprechen, sintemal u. s. w.

Pecci begann seine Karriere unter den glänzendsten Auspicien. Kaum hatte er seine Studien beendet, so

kam er in sehr jugendlichem Alter als päpstlicher Legat nach Benevent, dann nach Spoleto; hierauf ward er Nuntius in Brüssel, dann mit sechsunddreissig Jahren Bischof mit der Verheissung der Kardinalswürde in Perugia. In der vollen Kraft seiner Mannesjahre sah er sich nun innerhalb der engen Grenzen dieser Diöcese festgebannt. Erst nach dem Tode Antonelli's, nachdem er indess selbst an der Schwelle des Greisenalters angelangt, kommt wieder Fluss in sein Leben: er wird zum „*Camerlengo*“ befördert. Gestern, am ersten Oktober, leistete er den von den päpstlichen Institutionen vorgeschriebenen feierlichen Amtseid. Währt das Interregnum nach dem Tode Pio Nono's nur kurz, und sichert er sich nicht einen kräftigen Einfluss auf den neuen Papst, so ist seine Rolle bald ausgespielt. Vielleicht bieten ihm die politischen Verwicklungen der Gegenwart im Vatikan doch noch Gelegenheit, für die jahrzehnte lange Bedeutungslosigkeit, zu der ihn der selige Antonelli unerbittlich verurtheilte, hinlänglich Revanche zu nehmen. Wer weiss, vielleicht avancirt er vom Vicepapst gar zum wirklichen Papst! Der Mann hat Kopf und Energie wie nur irgend Einer vom heiligen Kollegium.

Mögen ihm die Götter gewogen sein!

Zum Schluss sei noch angemerkt, dass Pecci in eingeweihten Kreisen als Widersacher des bekannten Kardinals Panebianco gilt. Letzterer, seither Grosspönitentiarius (also Beichtvater des Papstes) hat seine Demission gleich nach der Ernennung Pecci's zum Kammerherrn eingereicht und wird dieselbe von Pio Nono unfehlbar acceptirt werden.





5. Das Weib im Leben Pio Nono's.

Die vatikanischen Blätter vom 2. Oktober brachten folgenden Audienzbericht:

Seine Heiligkeit geruhte gestern im Saale des Konsistoriums eine zahlreiche Kommission von Damen *„detta del 12. Aprile,“* [1] geleitet von der eifrigen und unermüdlichen Signora Theresa Cevola-Martignoni, huldvoll zu empfangen.

Gegen 12 Uhr trat seine Heiligkeit, die sich einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut, in Begleitung der Kardinäle Asquini, Ferrieri, Hohenlohe, Pacca und Randi, seines Hofes und anderer hervorragender Persönlichkeiten in den Saal.

Seine Heiligkeit hörte den Vortrag einer feurigen Adresse an, worin die genannte Signora im Namen ihrer Begleiterinnen die herzlichsten und ergebensten Glückwünshe zum Jubiläum darbrachte; schenkte dann einem reizenden Dialog der Mädchen Elektra Bertini

[1] Von der Existenz einer Gesellschaft papsttreuer Damen, die diesen mysteriösen Titel führt, erfuhr ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal. Warum gerade zwölfter und nicht lieber und gemeinverständlicher erster April?

und Sophia Marchi seine Aufmerksamkeit und lauschte einer poetischen Komposition des Fräuleins Ernesta Centra; empfing hierauf aus der Hand des Fräuleins Christina Romanini ein prachtvolles Sammetkissen mit glänzender Goldstickerei und liess sich schliesslich von dem Mädchen Judith Travostini ein Album der Spenderinnen überreichen.

Darauf hin richtete der heilige Vater an diese vorzüglichen Frauen Worte voll christlicher Salbung, voll Trost und Belehrung und endigte mit der gemüthvollen Ertheilung des Segens.

So ungefähr der Bericht. Könnte er harmloser und unschuldiger sein?

Statt uns christlich zu erbauen, lenkte er unser ketzerisches Gehirn auf eine Serie eigenthümlicher Gedanken, die sich um das Thema: „Das Weib im Leben Pio Nono's!“ folgendermassen krystallisirten.

Um zunächst der Familie zu gedenken, der unser Held entsprosste, so ist leicht nachzuweisen, dass sie hauptsächlich durch das weibliche Element gesellschaftlich emporgebracht und einflussreich wurde.

Gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verliess ein schlichter Kammmacher seine Vaterstadt Brescia, wo er sich mit seiner Hände Arbeit nur schwer durchbrachte, und siedelte sich in Sinigaglia an. [1] Dieser Handwerker hiess Albert Mastai. Er war ein unruhiger

---

[1] Die klerikalen Hofgenealogen setzen statt Brescia Cremona und geben als erste Siedlung in der Mastai'schen Odyssee nicht Sinigaglia, sondern Venedig an. Wer darüber in's Reine kommen will, der mache sich selbst an die Forschung. Uns ist dieser Punkt gleichgiltig. Die vielbelobte Patrizierfamilie derer „von Mastai“ hat bis auf Pio Nono keinen Einzigen aufzuweisen, der irgendwie in der Geschichte seiner Zeit oder seines Landes von sich reden gemacht. Lassen wir sie in Frieden ruhen!

Kopf. Das Glück lächelte ihm in der neuen Heimath. Seine Nachkommen erbten seinen Fleiss, den Muth vorwärts zu kommen.

Am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts sehen wir diese Handwerkerfamilie bereits durch Heirath den vornehmeren Ständen näher gerückt; sie durchbricht die sociale Schranke und schiebt sich in die kleine Noblesse der Provinz ein.

Die Familie Mastai fing an in der Stadt zu zählen. Gian-Maria Mastai ehelichte eine Ferretti aus Ancona, welche ihm nicht bloss eine reiche Mitgift, sondern auch einen bekannteren Namen zur Anfügung an den seinigen und obendrein den Grafentitel mitbrachte. Aus dieser Ehe entstand der Graf Girolamo Mastai-Ferretti, der sich später mit einem Fräulein Katherina aus dem gräflichen Hause Sollazzi vermählte.

Diese Katherina, ein stattliches, schönes, frommes Weib, wurde 1792 die Mutter eines Knäbleins Giovanni Maria Mastai-Ferretti, des nachmaligen Papstes Pio Nono.

Was die Natur Pio Nono's betrifft, so sind in ihr vielmehr die Gaben der Mutter, als die Anlagen des Vaters zum Ausdruck gekommen. Seine psychische Disposition hat mehr vom Weibe als vom Manne an sich. Es ist charakteristisch, dass Pio Nono, in dem ein passionirter Schauspieler steckt, in seiner Jugend auf dem Liebhabertheater in Sinigaglia nie andere als Frauenrollen spielte. Der feminile Zug seines Wesens brach zu allen Zeiten durch. Er gleicht dem Weibe in der Exaltation, in der geschwätzigen Anmuth der Konversation, im Bedürfniss des Luxus, im Sprunghaften und Veränderlichen des Geschmacks,

im delikaten, aber wenig vertieften Gefühl. Pio Nono liebt den Pomp, prächtige Kleider, lebhafte Farben. Seinen Anzug besorgt er mit der Sorgfalt, mit der ängstlich berechnenden Gefallsucht einer Primadonna. In seinem Geiste überwiegt die Phantasie den Verstand. Seine Beanlagung zur Ergründung der Wirklichkeit der Dinge ist ganz gering. Der Schein blendet ihn und hemmt die kritischen Verstandesoperationen. Wie ein Weib passionirt er sich für das Ceremonielle, Gefällige, Kindliche. Er liebt die Musik und leichte Verse. In seiner Jugend spielte er selbst die Flöte und machte in Bonbonnière-Poesie. Auch das ist gewiss kein specifisch männlicher Zug: seine Freude am Stadtklatsch, seine Neigung zur Medisance. Mögen es gefällige Schmeichler immerhin epigrammatische Schärfe nennen!

Mit Behagen kultivirt Pio Nono das leichte Genre der Wortspiele. Hier eine Probe; *La France ne mordera plus, elle a perdu ses dents* (Sédan)! sagte er zu Antonelli nach der Gefangennahme Napoleons III.

Und, sollte man es glauben? selbst der Lüge geht Pio Nono nach Weiberart nicht ganz aus dem Wege, wenn er gerade nicht den Muth erübrigt, die Folgen einer persönlichen Initiative auf sich zu nehmen. Beweis dessen folgende Vorfälle, die uns ein italienischer Geistlicher — nennen wir ihn Don Guiseppe — erzählt und verbürgt hat. Auch ein angesehenes römisches Journal hat sie bereits reproducirt, ohne Widerspruch zu erfahren. —

Wir sassen am ligurischen Gestade und der Blick öffnete sich auf blaue Meeresweiten. Unser lyrisch angeflogenes Gespräch nahm eine epische Wendung

und wurde immer ernster. Der Priester Don Giuseppe erzählte von seiner Jugendzeit. Hören wir!

„Nachdem ich meine Studien vollendet hatte und Priester geworden war, begab ich mich nach Rom, um mein Glück in der Prälatur zu versuchen. Auch der junge Priester hat seinen Ehrgeiz und trachtet Karrière zu machen in dieser sündigen Welt. Damals war Gregor XVI. Pontifex, aber er starb bald hernach.

„Ich wohnte den Feierlichkeiten bei, als Pio Nono den Thron bestieg. Mit den übrigen Patrioten theilte ich die Befürchtungen und Hoffnungen jener merkwürdigen Epoche. Ich setzte meine ganze Zuversicht auf den neuen Papst und glaubte fest, von ihm müsse das Heil Italiens kommen.

„O, Pio Nono war immer liberal, aber seine Rathgeber haben ihn verdorben und werden ihn verderben bis zu seiner letzten Stunde. Wie ihm die Ereignisse über den Kopf wuchsen, wissen wir alle. Nicht alle jedoch wissen von einer Episode, die sich auf die Grenzüberschreitung des Heeres bezieht, das damals von dem General Durando befehligt wurde.

„Den Gewaltherrschern der anderen italienischen Staaten gegenüber hatte sich Pio Nono bereits verdächtig gemacht durch sein famoses Wort: „Grosser Gott, segne Italien!“ Er musste aus seiner Unthätigkeit heraustreten und theilnehmen an dem Kriege wider Oesterreich, an dem Kriege, der ein Kreuzzug hätte werden sollen und der leider nichts war, als eine blutige Mystifikation.

„Eines schönen Tages gab Pio Nono dem Fürsten Aldobrandini, seinem damaligen Kriegsminister, den

gemessenen Befehl, das päpstliche Heer die Grenze des Kirchenstaats überschreiten zu lassen.

„Der Fürst, eine ängstliche Natur, im Geheimen die Rache Oesterreichs fürchtend, machte Einwände. Der Papst beharrte auf seinem Befehl. Da erwiderte der Minister, dass er nur dann gehorchen werde, wenn seine Heiligkeit eigenhändig eine förmliche Ordonnanz ausfertige.

„Pio Nono schrieb — und der General Durando passirte die Grenze. In der Folge leugnete der Papst, seinem Minister diesen Schritt befohlen zu haben. Aldobrandini mochte den Papst nicht blosstellen, verliess aber Rom und zog sich nach England zurück.

„Nach langen Jahren erst kam er wieder nach Rom. Er erbat sich eine Audienz bei Seiner Heiligkeit, um in deren Hand jenen abgeleugneten Befehl gehorsamst niederzulegen . . .

„Und nun eine andere Episode.

„Wer erinnert sich heute noch an Monsignor Corboli-Bussi? Unsere Zeit hat ein kurzes Gedächtniss. Im Jahr 48 schwebte sein Name auf Aller Lippen. Er war sozusagen der Prophet, der vor dem Messias Pio Nono einherging. Er war ein intimer Freund des Papstes. Wenngleich mager und bleich, war er doch eine edle, wohlthuende Erscheinung. Sein Herz wallte über von enthusiastischer Vaterlandsliebe. Er war es, der dem Papste jenes berühmte Amnestie - Dekret diktirte.

„Nach der Schlacht von Goito, die unseren Waffen günstig war, sandte ihn der Papst in das piemontesische Lager, um an die siegreichen Soldaten das päpstliche Denkzeichen zu vertheilen.

„Was dem Fürsten Aldobrandini begegnet war, begegnete dem Monsignor Corboli. Der Papst leugnete und Corboli schwieg. Dann erschien die unglückselige Encyklika vom 29. April, deren Inhalt unsern Monsignore auf's Tiefste erschütterte. Sein Befinden verschlimmerte sich und genau ein Jahr nach dem Falle Rom's ereilte ihn der Tod. In seinem Testament befand sich ein Kodicill des Inhalts: Tausend Lire vermache ich meinem Sekretär, der mich begleitete, als ich mich als Abgeordneter Pio Nono's in das piemontesische Lager begab, um an die Sieger von Goito die päpstlichen Denkzeichen zu vertheilen." —

Genug davon.

Soweit über das Weib im Manne. Betrachten wir nunmehr das Verhältniss des Mannes zum Weibe, d. i. die Relationen Pio Nono's mit dem schönen Geschlecht. Allgemein bekannt ist ja der Einfluss, den mehr oder minder hervorragende Frauen auf die Schicksale des Papstes hatten. Im Nachstehenden suchen wir die intimeren Seiten seines Herzenslebens flüchtig zu beleuchten, ohne dabei auch nur haarbreit von der biographisch erweisbaren Wahrheit abzuweichen.

Giovanni Maria Mastai's Jugendflamme war Lena, die Tochter eines kleinen Kaufmanns in Sinigaglia, und der junge Graf liebte das arme Mädchen aus dem Volke, wie man eben in Italien mit dem heissen Blute der zwanziger Jahre liebt. Aber sein Ehrgeiz stachelte ihn bald zu kühneren Unternehmungen. Sein liebedürstender Eifer galt der Helena, Tochter des Fürsten Albani und nachmals Gattin des Herzogs Litta von Mailand.

Die römische Princess Helena war eine wahrhafte *beauté de diable*. Mastai machte ihr leidenschaftlich den Hof. Auch seine Eltern schürten das Feuer; denn Helena wäre nach den Traditionen der Familie eine hochbegehrenswerthe Partie gewesen, da durch sie die Mastai wiederum um einige Stufen höher gekommen wären auf der socialen Leiter. Allein die starke Natur der jungen Dame fühlte sich nicht sympathisch berührt von dem zärtlich verschwommenen Wesen Mastai's. Der Sporenklang eleganter Offiziere war ihr angenehmer, als die phantastischen Deklamationen des Schwärmers. Und sie ging über ihn hinweg zur Tagesordnung und alliirte sich mit einem flotten Escadronschef, dem Duca Litta. Eine böse Lektion für Giovanni!

Lena blieb sein Trost. Sie war die Liebe, von der ein Schriftsteller des neuen Testamentes in seiner apostolischen Weise sagt: sie glaubt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Ihm war das zu wenig; nichts schenken wollte er sich lassen, er trachtete zu erobern. So liess er das Mädchen wieder fahren. Dann brachen die römischen Tage an mit ihren mannigfaltigen Reizungen.

Er spielte, kneipte und brachte die Cigarre nicht mehr aus dem Munde. Seine nächste Liebe war Isabella Morandi, seine Milchschwester. Dieses Verhältniss begann mit unschuldigen Scherzen, wurde aber bald bedenklicher, besonders als Isabella zum Theater ging und sich mit dem Komiker Ambrogi verheirathete. Es ziemt uns hier nicht, aus Mangel an Beweismaterial, bei dieser Liebschaft Mastai's mit einer Schauspielerin ein weiteres Wort anzuknüpfen. In der Familie brach der Sturm rechtzeitig los. Stürme sind Luftreiniger.

Während seines römischen Aufenthalts als Offiziersaspirant verkehrte er hauptsächlich in den Familien Ghigi, Pianciani, Doria, Potenziani und schloss enge Freundschaftsbande mit dem Grafen Vincenzo Colonna, für dessen Frau, Donna Clara, er bald eine leidenschaftliche Neigung fasste. Mit der alten Fürstin Ghigi spielte er fast täglich Pharao.

Donna Clara Colonna wurde seine mächtigste Beschützerin. Sie protegirte seinen Eintritt in die päpstliche Nobelgarde. Als aber der Kriegsminister von den epileptischen Anfällen erfuhr, denen der junge Mastai seit Jahren schon ausgesetzt war, da zog er das schon ausgefertigte Offizierspatent wieder zurück. In seiner Verzweiflung über diesen grausamen Schlag präsentirte sich Mastai bei dem Papst Pius VII. Der wusste keinen andern Rath als den: „Lieber Junge, zwei Uebel quälen dich, die Epilepsie und die Liebe; werde Kleriker und du wirst von beiden genesen!“

Donna Clara überzeugte ihren Schützling, dass es das Beste sei, diesem Rathe zu folgen. Mastai folgte seiner Freundin und die Zukunft hat seiner Folgsamkeit die glänzende Belohnung nicht vorenthalten.

Die Prälatur bildete eine Art kirchlicher Ehrengarde des Papstes; sie war zur Zeit der kirchenstaatlichen Wirthschaft die Pflanzschule, aus welcher hauptsächlich die Beamten der Regierung bezogen wurden. Der junge Mastai sah keinen andern Weg mehr, um in der römischen Welt vorwärts zu kommen; so kleidete er sich denn als Abbé und trat mit Hilfe eines Onkels, des Kanonikus Paolino Mastai, und unter der Vorsehung der römischen Schutzgöttinnen in die Prälatur ein. So war er zwar Kleriker, aber nicht Priester und konnte

sich in der profanen Welt noch so stutzerhaft und damenfreundlich geberden wie ehedem. Er stand damals in der Mitte der Zwanziger.

Doch waren es nicht mehr die eleganten Kreise der Highlife, die er zur Befriedigung seiner verliebten Laune frequentirte, sondern das dunkle Strassengewirr des Ghetto, dem er seine Exkursionen zuwandte. Es ist ein interessantes Revier für den raffinirten Weiberjäger. Dort holen die Künstler ihre unvergleichlichen Modelle für die Darstellungen der Kleopatra, der Esther, der Judith und ähnlicher romantischer Gestalten des märchenhaften Orients. Dorthin lenkte der Abbé Mastai fast täglich seine Schritte; denn eine im Ghettoschmutze blühende, geheimnissvolle Mädchenblume hatte sein Herz betäubt: er war sterblich in eine Jüdin verliebt!

Nachdem er nebenbei noch die nothwendigen theologischen und kanonischen Studien absolvirt hatte — sie mögen nach damaliger Praxis geringfügig genug gewesen sein — verschaffte er sich mittelst der vorschriftsmässigen Weihen den Priestergrad. Der Abbé Mastai verwandelte sich in einen salbungsvollen Prediger, in einen feurigen Beichtvater. Damals mochte er sieben oder achtundzwanzig Jahre zählen.

Als der Kardinal Testaferrata zum Bischof von Sinigaglia ernannt worden war, wollte er seine Installation mit einer der damals so beliebten Missionskomödien feiern. Auch Mastai, dessen dramatische Begabung geschätzt war, liess sich für diese Missionsgesellschaft engagiren. Bei dieser Gelegenheit kam er zum ersten Mal seit seiner priesterlichen Umwandlung wieder in seine Vaterstadt.

Sein Auftreten wirkte Wunder. Die Frauen

besonders waren ausser sich vor Enthusiasmus; sie wollten dem jungen Seelsorger die Hände und das Kleid küssen, seinen Athem einsaugen, sein Gesicht betasten, und seinen Beichtstuhl umschwärmten sie, wie Fliegen einen Honigtopf.

Eine gewisse Signora Simonelli, ein schönes, leidenschaftliches Weib, loderte für ihn auf in tropischer Liebesgluth. Sie lief dem *„santo giovane,“* dem heiligen Jüngling, nach, wie ein Körper, der von einer magnetischen Kraft unwiderstehlich angezogen wird. Und Mastai? Die Chronik meldet, dass er sich würdig gehalten habe und bei aller Gegenneigung nicht vom Pfade der Tugend abgewichen sei.

Auch ein Fräulein Ferretti, eine Visionärin, und nicht weniger schön und leidenschaftlich als die mannstolle Simonelli, gerieth in Ekstase beim Anblick Mastai's. Sie prophezeite ihm die kuriosesten Dinge — selbst das Papstthum! Da aber der fascinirende Mann Gottes ihre Neigung nicht nach Gebühr zu schätzen schien, war das arme Frauenzimmer trostlos. Nach seiner Abreise ging sie in das Kloster zu Gubbio und betrauerte hinter dem Gitter zeitlebens ihre unverstandene Liebe, ihre unbefriedigte Neigung.

Bald darauf erhielt Mastai die Erlaubniss, einer päpstlichen Deputation, die nach Chili ging, als Sekretär des Monsignore Muzzi sich anschliessen zu dürfen. Es wird berichtet, dass seine hübsche Person auch in der neuen Welt das lebhafteste Wohlgefallen des schönen Geschlechts erregte.

Das einzige Geschenk, das er bei seiner Rückkehr nach Rom mitbrachte, war — ein Papagei für Donna Clara! Nach dem Tode dieser Dame kam das liebe

Federvieh in ein römisches Nonnenkloster und bildete dort Jahre hindurch die Wonne und den Zeitvertreib der einsamen Himmelsbräute.

Genaue Kenner Pio Nono's versichern, dass die schöne Donna Clara den tiefsten aller weiblichen Eindrücke auf sein Herz gemacht habe. Da diese charmante Dame obendrein leidlich liberalen Gesinnungen gehuldigt habe, so sei sie sogar den freisinnigen Verordnungen, die Pio Nono nach dem Antritt seines Pontifikats erliess, mit ihrem treibenden Einflusse sehr nahe gewesen.

Eigenthümlich, als Bischof von Imola soll Mastai von der rücksichtslosesten und unerbittlichsten Strenge gegen jene Frauen gewesen sein, die im Geruche eines leichtfertigen Lebenswandels standen, während doch gerade in jene Epoche sein vielleicht am wenigsten vorwurfsfreies Liebesabenteuer fällt.

Gelegentlich einer apostolischen Rundreise entdeckte nämlich seine bischhöfliche Eminenz in einem zwischen den Bergen versteckt gelegenen Nonnenkloster ein gar holdes Geschöpf. Das war die Aebtissin des in der Bergeinsamkeit verlorenen Monasteriums selbst, die Aebtissin von Fognano.

Dieses Kloster nun stand unter der Leitung seines Unterbischofs, des Monsignore Folicardi in Faenza. Mastai, sei es, dass er auf seinen Weihbischof eifersüchtig war, sei es, dass er die geliebte Aebtissin, die so innig sein Herz gerührt, nicht länger unter der Direktion eines andern Gottesmannes und Bruders in Christo lassen wollte; Mastai intriguirte in Rom gegen Folicardi, liess einiges Geld springen und setzte es durch, dass das Kloster von der Diöcese Faenza los-

getrennt und der seinigen zugetheilt wurde. Der Unterbischof spie natürlich Feuer und Flamme, als ihm die Veränderung in seiner Diöcesan-Geometrie von Oben mitgetheilt wurde, und schickte Beschwerde über Beschwerde, Rapport auf Rapport an den Papst, wegen der skandalösen Besuche, die der Bischof Mastai von Imola der Aebtissin von Fognano mache u. s. w.

Du lieber Himmel, sagte der damalige Statthalter Gottes, der sechszehnte Gregor, da hätte ich viel zu thun, wenn ich auf das eifersüchtige Gezänke dieser alten Knaben hören wollte — und er setzte nach seiner derben Weise noch einen Wunsch bei, der zwar seiner habituellen Weinlaune alle Ehre (?) macht, aber der weiteren Mittheilung sich entzieht. Das lässt sich blos nachsagen, wenn wir — Kleriker unter uns sind und keine profanen Ohren lauschen.

Mastai schrieb sich diese denunciatorischen Berichte aufs Kerbholz. Als er selbst auf den Stuhl Petri zu sitzen kam und die Fülle kirchlicher Macht in seinen Händen spürte, da verfolgte er den unvorsichtigen Monsignore Folicardi und dessen Familie aufs allerchristlichste.

Die Gefühle Mastais für die holde Aebtissin büssten durch die Jahre und Ereignisse nichts an ihrer Frische und Intensität ein. Als er im Jahre 1855 seine päpstlichen Staaten bereiste, schwenkte er bei guter Gelegenheit von der Strasse ab, um seiner Aebtissin einen Besuch zu machen und bei ihr das Gabelfrühstück einzunehmen. Ihr und der Clara Colonna waren fortan seine zärtlichsten Stimmungen geweiht.

Die Donna Clara war eine treue Seele. Sie war's, welche das nöthige Kleingeld vorschoss, als sich Mastai

mit fürstlicher Pracht als Kardinal installirte; sie war's, welche die Honneurs des Hauses machte, wenn der neue Kardinal seine Soireen gab; sie war's, wie bereits bemerkt, welche im Vereine mit seinem Beichtvater Graziosi und dem Monsignor Corboli dem neuerwählten Papst bei seinem politischen Debüt ausgezeichnete Rathschläge ertheilte. Sie war seine Muse, seine Egeria.

Da starb Corboli und — Antonelli trat an seine Stelle; Graziosi starb und — ein ehemaliger Billardspieler, Monsignor Stella, ward sein Nachfolger; Donna Clara starb und — die Sirene Contessa Spaur trat in Aktion . . .

Pio Nono's liberale Rolle war im Handumdrehen ausgespielt.

Ueber die Contessa Spaur, eine geborene Girard, äusserte sich eine durchaus glaubwürdige Persönlichkeit, der Deputirte Dr. Petrucelli della Gattina, wie folgt:

„Fräulein Theresa Girard, ein sehr hübsches Frauenzimmer hatte durch ihre Koketterie ihren ersten Mann, einen englischen Antiquar, der ihr sein Vermögen vermachte, buchstäblich getödtet. Sie verehlichte sich dann mit dem Grafen Spaur, dem Geschäftsträger des Königs von Baiern am päpstlichen Hofe. Donna Clara hatte den Papst veranlasst, um ihn recht oft besuchen zu können, besondere Audienzen für Frauen einzurichten. So begann denn die Gräfin Spaur, seine Heiligkeit zu besuchen und zu Gunsten Oesterreichs — und zu ihren eigenen Gunsten zu intriguiren. Die Aebtissin von Fognano lebte entfernt; Donna Clara war todt; es war also ein Platz zu besetzen. Die ränkevolle Italienerin war nicht das Weib dazu, diese Gelegenheit zu vernachlässigen oder von andern ausbeuten zu lassen.

Hübsch, einschmeichelnd, heiter, unerschöpflich in ihren Hilfsquellen, Dilettantin in den schönen Künsten, geistreiche Plauderin und stets auf dem Laufenden mit dem Klatsch der Salons und der Stadt, wurde sie die Beratherin des Vicegottes, mischte sich in die Fabrikation der Dogmen, Encykliken und Hirtenbriefe und hatte ihre Hand in der päpstlichen Politik und besonders in der Diplomatie. Es gefiel ihr, den Grafen Rossi in Schach zu halten, die Liberalen zu ärgern und den Höfen von Neapel und Wien zu handlangern. Ihre Eleganz, ihre Suada, ihre Persönlichkeit berauschten Pio Nono, der so weit kam, sich als Diener zu verkleiden und ihr 1849 nach Gaeta zu folgen. Denn seine Heiligkeit verliess Rom viel eher aus dem Grunde, weil er sich nicht von dieser Zauberin zu trennen vermochte, die sich fürchtete, dort zu bleiben, als weil er sich dem Druck der steigenden Revolution selbst entziehen wollte. Immer und immer die Allmacht des Kleinen! Der Kardinal Antonelli entfernte in der Folge diese Sirene aus dem Vatikan, weil er auf ihren Einfluss eifersüchtig war, und rieth dem heiligen Vater, nunmehr der unbefleckten Himmelskönigin den Hof zu machen."

So weit die Geschichte des Weiblichen im Leben Pio Nono's, des Uefehlbaren. Ich überzähle die Häupter seiner Lieben: Lena, Helena, Isabella, Clara, die Aebtissin, die Tochter des Ghetto, Simonelli, Ferretti, Theresa, und finde, dass ich keines der belangreichsten ausgelassen habe. In wie weit die tugendrosige Königin von Spanien, die schöne Eugenie von Frankreich und andere gekrönte Damen ins Leben Pio Nono's hereinspielten, möge der geneigte Leser zu gelegener

Stunde selbst untersuchen. Ich bin nicht indiskret und will dem glücklichen Forschungstrieb anderer, die über das nämliche Thema sich noch zu äussern wünschen, nicht die Resultate vorweg nehmen. —

Ein alter Philosoph hat die Sentenz hinterlassen: Es giebt kein Weib, sondern nur Weiber.

Ich wünschte von Pio Nono noch eine Aeusserung seiner unfehlbaren Lehrmeinung über diesen Spruch des Weltweisen zu vernehmen.

Nur Weiber, heiliger Pio?

Das vatikanische Orakel schweigt.

Dogmatisch hat es sich wohl mit der Erfindung der absoluten Jungfrauschaft der bekannten jüdischen Zimmermanns-Gattin in diesem delikaten Genre für immer erschöpft.





6. Pio Nono's Nachfolger.

ROM, 10. Oktober 1877.

Ein in französischer Sprache erscheinendes römisches Blatt, „Italie," das in vatikanischen Dingen gut unterrichtet zu sein pflegt, meldete kürzlich, dass einige Mächte bei dem heiligen Stuhl auf vertraulichem Wege anfragen liessen, ob in Betreff des Rechts des Veto's, das seither bei den Papstwahlen den weltlichen Regierungen zugestanden, von der Kurie keine Neuerungen beabsichtigt seien?

Bevor der Staatssekretär Simeoni hierauf antwortete, legte er auf ausdrücklichen Befehl des Papstes einer Kongregation von Kardinälen folgende Fragen vor:

1) Ist das Veto ein der Qualität einer katholischen Macht inhärendes Recht?

2) Hat die Kirche in ihren kanonischen Gesetzen dieses Privilegium jemals zugestanden?

3) Angenommen auch, dass der Usus der vergangenen Zeiten einer oder mehreren der katholischen Mächte die Ausübung des Einspruchsrechts (Veto)

erlaubt habe, kann dieses nämliche Recht heute noch geduldet werden, nachdem die katholischen Mächte in ihrer Gesetzgebung Neuerungen zu Ungunsten der Kirche eingeführt, besonders jetzt bei der veränderten Situation des heiligen Stuhls?

4) Wäre es vielleicht nicht angezeigt, neue Normen festzusetzen, welche im Stande sind, das heilige Kollegium über das Einspruchsrecht der Regierungen zu stellen?

5) Oder, so man auch annehmen wollte, dass gewissen Mächten gegenüber von der Zeit geheiligte Ausnahmen bestehen, wäre es vielleicht nicht nützlicher, eine allgemeine Regel festzustellen? — Oder besser noch, die Ausnahmen ganz abzuschaffen?

Auf die erste Frage antwortete die Kongregation, dass das Veto niemals ein absolutes Recht gewesen und dass es heute um so weniger ein solches sein dürfe, nachdem die Kirche die Zielscheibe politischer Leidenschaften fast aller Staaten geworden.

In Beantwortung der zweiten Frage wurde bemerkt, dass der heilige Stuhl in seinen Konkordaten mit den Mächten sich niemals mittelst der Versprechung des Vetos gebunden habe, wie überhaupt die Privilegien von den kanonischen Gesetzen nicht zugelassen würden. [1]

Die dritte Frage betreffend, war die Kongregation

[1] Zu wiederholten Malen zeigt uns die Papstgeschichte den Fall, dass sich die Kardinäle um das direkte und formelle Veto der regierenden Fürsten bei der Papstwahl ganz und gar nicht gekümmert. Julius III. im Jahr 1549, Marcellus II. im Jahre 1555 und im selben Jahre noch Paul IV. gingen trotz der nachdrücklichsten Einsprache des Königs von Spanien als Päpste aus dem Konklave hervor. Und die damals auf dem spanischen Königsthrone sassen, waren keine Geringeren als Karl und Philipp!

der Meinung, dass der heilige Stuhl, angesichts der Lage, in der er sich gegenwärtig befinde und in welcher er seine ganze Autorität, seine volle Unabhängigkeit nöthig habe, durchaus nicht dulden könne, dass irgend eine Macht in ihrem speciellen Interesse das Werk des Konklaves hemme.

Bezüglich der vierten Frage hat ein Theil der Kardinäle die Nothwendigkeit erkannt, feste, gemeingiltige Regeln aufzustellen, damit hinfür keine Regierung in die Wahl des Papstes sich mehr mischen könne. Die anderen Kardinäle waren jedoch der entgegengesetzten Ansicht. Sie machten geltend, dass die Regierungen Interessen zu vertreten hätten, deren Berechtigung sich nicht immer verkennen liesse.

Auf die fünfte Frage endlich wurde erwidert, dass ihre Lösung erst nach einem speciellen Studium geschehen könne.

Infolge dieses Meinungsaustausches in der Kongregation glaubte der Kardinal-Staatssekretär Simeoni auf die an ihn gerichtete Anfrage den betreffenden Mächten nur eine ausweichende Antwort geben zu können. Es würden keine Neuerungen eingeführt, liess er ihnen melden. Wie gnädig!

Nun waren die Mächte so klug wie zuvor. Sie hätten sich bei einigem Nachdenken die Mühe des Anfragens ersparen können.

Ganz gewiss wäre es von Interesse, jetzt schon zu wissen, in welcher Weise die nächste Papstwahl vollzogen werden wird. Allein bei Lebzeiten Pio Nono's sind alle Voraussagungen leere Vermuthungen; denn das Kardinalskollegium wird sich hüten, vorlaut aus der Schule zu plaudern.

Vor einigen Jahren war es die „Kölnische Zeitung", welche glaubte, eine auf die Papstwahl bezügliche geheime Bulle Pio Nono's *Praesente cadavere* [1] entdeckt zu haben, und sie fabulirte der Welt allerlei kuriose Dinge vor.

In Erinnerung daran plagte jüngst den Reporter des „Deutschen Montagsblattes" die Neugierde, und in seiner Unterredung mit dem italienischen Kammerpräsidenten Crispi in Berlin, fragte er diesen, ob er an die Existenz der bewussten Bulle glaube. Crispi wusste natürlich auch nicht mehr zu sagen, als dass es sehr wohl sein könne, dass eine solche Bulle vorhanden sei, um im gegebenen Zeitpunkt die Wahl des Nachfolgers Pio Nono's zu beschleunigen.

Es ist zu bedenken, dass es zunächst keine absolut bindende Normen giebt, welche von Seite des heiligen Kollegiums bei der Papstwahl zu beobachten wären. Der Wahlmodus, wie er z. B. von Gregor X. festgestellt wurde, erlitt Abänderungen durch Hadrian V. und Gregor XI.

Veränderungslustig, wie Pio Nono von Natur aus ist, erscheint es möglich und wahrscheinlich, dass er seine Hand — natürlich geleitet von der jesuitischen

[1] Es sind dies nicht die Anfangsworte der angeblichen Bulle, aber in der Zeitungsliteratur wie bei kirchenpolitischen Kannegiessern ist sie unter dieser Formel populär geworden. Nach der Mittheilung der Kölner Zeitung begann das sonderbare Schriftstück mit den Worten: *Apostolicae sedis munus.* Ruggiero Bonghi hat in der Mailänder *Perseveranza* vom 21.—23. Januar 1874 das bizarre Machwerk kritisch beleuchtet und als plumpe Mystifikation dargethan — nicht ohne Seitenhiebe auf das gelehrte und kulturkämpferische Deutschland. Jedem Thierchen sein Pläsirchen, sagt die tolerante Grossmutter, womit natürlich nichts Unehrerbietiges wider den italienischen Exminister bemerkt sein soll.

Camarilla, denn der gute Pio Nono gehorcht in allem und überall jemand ausser ihm — dass er seine Hand auch an die überlieferten Wahlgebrauchthümer gelegt habe. Die Giltigkeit des Wahlaktes büsst dadurch nichts ein. So hat ja auch Pius VI., als Gefangener in der Certosa von Florenz, die Kardinäle von der Verpflichtung entbunden, die Wahl des Nachfolgers nach seinem Tode an dem Orte vorzunehmen, wo sein Ableben statthaben würde. Pius VI. starb am 29. August 1799 auf französischem Boden, und am 30. November erst nahm das Konklave in — Venedig seinen Anfang, um am 14. März des nächsten Jahres durch die Wahl des Kardinals Chiaramonti (Pio VII.) seinen Abschluss zu finden. Der Hof von Wien machte ein saures Gesicht, aber die Wahl war und blieb giltig. Der heilige Geist hatte seine Schuldigkeit gethan.

Das nächste Konklave findet natürlich in Rom statt.

Hier wurden vierhundert Jahre lang, von 1455 bis 1846, die Kirchenoberhäupter gewählt, mit der einzigen soeben genannten Ausnahme der Wahl des siebenten Pius zu Venedig. Auch von dem Jahre 1455 wurde die Mehrzahl der Päpste in Rom kreirt; doch fanden verschiedene Male die Konklave an anderen Orten statt, wie in Viterbo, in Perugia, in Avignon, in Konstanz. Von 1455 bis 1823 diente der vatikanische Palast als Wahllokal von 1823 bis 1846 der Quirinal, die jetzige Residenz des Königs *Vittorio Emanuele*.

Die Garantiegesetze der italienischen Regierung, obschon aus Leibeskräften verdonnert von dem neunten Pius, sichern den bepurpurten Wählern die wünschenswerthe Ruhe im Vatikan. Wenn Pio Nono den Wahlritus modificirt hat, so that er's jedenfalls in dem

Glauben, dass bei den gegenwärtigen Zuständen das Konklave in Rom nicht sicher und frei genug sei. Die Kardinäle jedoch, welche die römischen Verhältnisse besser kennen, als der Gefangene des Vatikans, werden sich nach seinem Ableben wenig um seine ängstlichen Massregeln kümmern. [1]

Sicher befindet sich im heiligen Kollegium eine Gruppe von Fanatikern, welche das Konklave, wenn auch widerwillig in Rom, so doch in einer solchen plötzlichen Weise abgehalten sehen möchten, dass bis zur Ankunft der ausländischen Kardinäle und bis zur umständlichen Einmischung der weltlichen Diplomatie der neue Papst fix und fertig ist. Die Majorität der Kardinäle dürfte aber der gegentheiligen Ansicht sein; ihr ist ganz bestimmt daran gelegen, durch Zurschaustellung der grössten Ruhe, der tiefsten Erwägung und umständlichsten Ueberlegung dem Wahlakte imponirende

---

[1] Wie wenig Respekt die Kardinäle überhaupt vor den Verfügungen der zuletzt gestorbenen Päpste zu haben pflegen, belegen u. a. folgende historische Fakta:

Unter Hadrian VI. wurde der Kardinal Soderini wegen wiederholten Verbrechens der Verschwörung seiner Wahlfähigkeit und Wählbarkeit feierlich für verlustig erklärt. Er sass gefangen in der Engelsburg, und Hadrian bat auf seinem Todtenbette die Kardinäle den Bösewicht ja nicht frei zu lassen. Kanm aber hatte der Papst die Augen für immer geschlossen, da öffneten die Kardinäle ihrem Kollegen den Kerker und Soderini nahm lustig am Konklave theil.

Einer der schamlosesten Gesellen und nichtsnutzigsten Rothhüte war der Kardinal Coscia. Der Papst Klemens XII. verurtheilte ihn auf's Strengste und erklärte jede Wahl für nichtig, wenn dieser Verbrecher am Konklave theilnehme. Und siehe da, dass heilige Kollegium liess den also Verurtheilten bei dem Konklave vollgiltig mitwirthschaften, aus dessen Schooss kein Geringerer als der vierzehnte Benedikt hervorging. *Facta loquuntur,* nicht?

Würde und — Kredit zu verschaffen. Das nächste Konklave wird eine schwere Geduldsprobe werden. Wenn es die Herren Wähler mit dem Verschlusse ernst nehmen, — was nach der Geheimgeschichte der Konklave seit sechs Jahrhunderten allerdings kaum zu befürchten ist — so dürfen sie neben reichlicher Verproviantirung auch für den geistlichen Zeitvertreib Sorge tragen und sich etwa ein paar Bände französischer Romane oder einige Jahrgänge vom Kladderadatsch u. a. in den Nachtsack stecken.

Was die Wünsche der Regierungen bezüglich des Ausgangs der bevorstehenden Papstwahl betrifft, so sind dieselben leicht zu errathen.

Italien wünscht einen Theologen und keinen Politiker auf dem Stuhle Petri zu sehen. Pio Nono war weder das Eine noch das Andere. Die Beziehungen des Vatikans zur Landesregierung, wie er sie bei seinem Tode zurücklässt, sind die unhaltbarsten und unerquicklichsten. Eine entscheidende Wendung ist unausbleiblich. Italien hofft sie zu seinen Gunsten von einem Papst-Theologen. Wie sich Italien nun diesen Mann träumt, existirt er leider als Individuum nicht in der hierarchischen Naturgeschichte.

Deutschland, Frankreich, Oesterreich — Länder mit einer religiös sehr leicht erregbaren Bevölkerung — liessen sich eher einen Papst-Politiker gefallen, aber — und hier liegt der Hase im Pfeffer — jedes Land einen Politiker nach seiner Façon!

Der deutschen Reichsregierung wäre offenbar ein Papst genehm, der ohne die fluchwüthigen, dogmatisch-unfehlbaren Prätensionen Pio Nono's jenes Mass politischer Weisheit und humaner Einsicht besässe, welches

ausreichte, um die inneren Verwickelungen der deutschen Nation, wie sie der „Kulturkampf“ zu Tage brachte, nicht weiter zu vermehren; kurz einen Papst, der nicht Oel in's Feuer der Parteikämpfe, sondern Oel zur Sänftigung in die Wunden der Völker giesst. Ein frommer Wunsch — nichts weiter! Der Papst-Politiker findet sich nicht im heutigen Kardinals-Kollegium, und geschähe das Wunder, dass er sich doch darin fände, er würde von seinen Kollegen sicher nicht mit der Tiara ausgezeichnet werden. Gott gebe, dass ich Unrecht habe! Ich bin nicht eigensinnig.

Wie sich Frankreich und Oesterreich den Politiker denken, darüber ist heute gar kein Wort zu verlieren......

Spanien wird Italiens süssen Traum theilen.

England bleibt kühl bis ans Herz hinan, wenn nur nicht Cullen oder Manning gewählt wird. Und sie werden nicht gewählt werden. Die italienischen Kardinäle werden schon dafür sorgen, dass die fremden Rothhüte nicht in den Himmel wachsen. Es kommt kein Ausländer mehr auf Petri Stuhl, so lange dieser im Vatikan stehen bleibt.

Sehr richtig, kein kanonisches Gesetz verbietet die Erwählung eines nichtitalienischen Kardinals zum Papste, keines. Nur ist das Gebrauchthum seit dreihundert Jahren in diesem Betracht zur Maxime geworden, von der die italienische Majorität nicht abweichen wird, auch wenn der Papst hinfür nicht mehr die weltliche Krone eines italienischen Duodezfürsten aufs Haupt bekommt, was übrigens die Eiferer nur als eine vorübergehende Beraubung gelten lassen. Die italienischen Kardinäle sind einerseits ihren ausländischen Kollegen wenig hold, weil diese zu gern mit ihrer gelehrten theologischen

Ueberlegenheit prunken, und andererseits sind die Italiener von der Eigenliebe erfüllt, dass sie allein die päpstlichen Traditionen am würdigsten weiterführen könnten. Hadrian VI. war der letzte Ausländer und sein Andenken am päpstlichen Hof hat heute noch einen verdriesslichen Anstrich. Die Tiara ist italienisches Nationalgut und kein Fremder darf daran rühren.

Das will ich nicht verschweigen, dass einige kühne Rechenmeister des Kardinalskollegiums allerdings den Plan erwogen haben, wie es denn werden möchte, wenn der Engländer Manning die Schlüssel Petri in die Hand bekäme. Was sie darauf leitete, war die Prophezeiung Mannings, dass er vor seinem Tode noch die Genugthuung haben würde, in der Westminster-Abtei eine römisch-katholische Messe zu lesen. Sie sagten sich: wie, wenn der Mann einmal auf dem päpstlichen Throne sitzend, zaubermächtig genug wäre, das ganze ketzerische Inselreich in den alleinseligmachenden Schoss, der römischen Kirche zu locken? wenn die Massenbekehrung der Engländer auf das stammverwandte Amerika wirkte und uns auch dort Seelen und Dollars nach Millionen gewinnen liesse? Das reiche, geistig konfuse Amerika influirt ungeheuer auf die Phantasie und Begier der römischen Hierarchie. Sie hat dort auch grossartige Erfolge errungen. In dem relativ kurzen Zeitraum von 1850—1870 hat sich die Zahl der Katholiken in Amerika verdoppelt und ihr Kircheneigenthum versechsfacht!

Trotz alledem: *Timeo Danaos et dona ferentes!* Das italienische Blut, das eine instinktive Scheu vor den Nordländern hat, überwog zuletzt doch wieder. Es löschte die glänzenden Rechnungen und — die Aus-

sichten des Engländers auf den päpstlichen Thron schleunig wieder aus. Und wenn der eifrige Manning Alles bekehrte, Mensch und Vieh, so weit die englische Zunge zischt, Beefsteak gegessen und Porter oder Fusel getrunken wird: er kann sich damit das Himmelreich, aber nie die Tiara verdienen.

Hohe politische Erwägungen verbieten, an die Wahl eines deutschen oder französischen Kardinals zum künftigen Papste zu denken. Das deutsche und französische Volk stehen auf einem viel zu gespannten Fusse zu einander, als dass es die Papstmacher wagen dürften, durch einen französischen Pontifex die deutschen Katholiken oder durch einen deutschen die französischen Papalini kopfscheu zu machen. Denn der mächtigste Gott eines jeden Volkes ist sein nationaler *point d'honneur*. Ihm hat auch das Papsthum Rechnung zu tragen. Der Zweck heiligt das Mittel. Das Mittel der Götzendienerei wird geheiligt durch den Zweck der Kirchenherrschaft.

Die Nullität irgend eines spanischen Kardinals zum Papst zu machen, würde selbst dem Konklave zu spanisch vorkommen. So spricht alles für die Wahl eines Italieners.

An Parteiungen wird's im nächsten Konklave nicht fehlen. Die Hauptscheidung wird zwischen solchen, die streng und unerbittlich an den Prätensionen der weltlichen Papstmacht festhalten, und solchen, die zu theilweiser Nachgiebigkeit und Versöhnung geneigt sind, stattfinden.

Zur ersten Gruppe gehört u. A. der Kardinal Panebianco, der seit Jahren schon als eventueller Nachfolger Pio Nono's genannt wurde, und der sich deshalb vom Kladderadatsch schon allerlei wenig ver-

bindliche Anspielungen und sogar schlechte Witze über seinen Namen — zu deutsch: Weissbrot — gefallen lassen musste.

Die zweite Gruppe soll ein Auge auf den Kardinal-Erzbischof Parocchi von Bologna geworfen haben.

Panebianco ist ein Klosterbruder vom reinsten Wasser. Hart gegen sich selbst wie gegen Andere, macht er wenig Worte; er ist ein strenger Beobachter der kirchlichen Ceremonieen und ist unerschütterlich in der Ueberzeugung, dass die Kirchendienerei das höchste Amt der Welt. Seine Gelehrsamkeit schweift nicht über die engen Schranken kirchlicher Materien hinaus. Verse à la Pio Nono wird er wol so wenig machen, als er Flöte spielt.

Eine zugänglichere Natur, als dieser sicilianische Mönch, ist der Bologneser Erzbischof. Was er ausserdem für hervorstehende Qualitäten hat, weiss ich nicht. Ich weiss nur, dass er über die Predigten des heiligen Franciscus von Sales sich schriftstellerisch ergangen hat und dass seine Komentare von der klerikalen Presse Italiens bis in den siebenten Himmel erhoben werden — eine Höhe, für deren volle Würdigung uns Ketzern leider das Talent mangelt. Zum Papst, wie ihn die jesuitische Gruppe wünscht, dürfte er indess doch zu gescheidt, und zu versöhnlicher Art sein.

Der Kardinal-Staatssekretair und der Kardinal-Kammerherr, obwol beide tüchtige Leute, sind nach einem alten Gebrauch nicht wahlfähig. Ihre Kandidatur würde an der Maxime scheitern: *Nessuno può essere papa due volte* — Niemand kann zweimal Papst sein! Da jedoch bis zum nächsten Konklave die beiden Herren nur eine relativ sehr kurze Zeit ihre Stellung

eingenommen und kaum Gelegenheit gehabt haben dürften, sich durch ihre hervorragende Rolle bei den Mitgliedern des heiligen Kollegs hinlänglich missliebig zu machen, so ist es nicht unmöglich, dass der Staatssekretär Simeoni sowohl als der Kämmerling Pecci unter den Kandidaten für den neuzubesetzenden Statthalterposten erscheint und Anhänger wirbt. Der Gruppe der Intransigenten würden sie sicher nicht unwillkommen sein!

Also wer wird nach Pio Nono auf den Stuhl Petri erhoben werden? Wer wird künftig Unfehlbares lehren, Blitze schleudern u. s. w.?

Die Weisen sagen: Keiner von denen, die jetzt in der Leute Mund umgehen.

Um diesen Spruch zu verstehen, werde ich im folgenden Brief zu schildern versuchen, wie Päpste gemacht werden!

Mag das Interregnum bis zur Einsetzung des Nachfolgers Pio Nono's lang oder kurz dauern, soviel ist sicher, dass Rom, *in abstracto* die Hauptstadt der Christenheit, des papalischen Gottesreiches, *in concreto* die Kapitale des auf seine Unabhängigkeit so stolzen italienischen Königreichs, durch dieses Ereigniss nicht die geringste Veränderung in seiner Physiognomie erleiden wird. Im Mittelalter und herein bis zum Jahre 1814 war das nicht so. Die Vakanz des heiligen Stuhls wühlte das römische Leben bis in seine tiefsten Gründe auf. Das Interregnum war ein toller, wüster Karneval. Die Päpste waren damals kurzlebiger, als heute und das unterdrückte Volk machte sich während der häufigen Stuhlvakanzen gehörig Luft. Als der Papst Paul (ich weiss im Augenblick nicht der wie-

vielte) den Mönch Baccio fragte, welches das schönste Fest sei in Rom? antwortete dieser: Wenn der Papst stirbt und der neue gemacht wird.

Das sechzehnte Jahrhundert war am reichsten mit Papstvakanzen gesegnet: siebzehnmal kam der heilige Stuhl in Erledigung. In dem auf 1550 folgenden Jahrzehnt fanden allein vier Konklaven statt und sieben in dem Zeitraum von zwanzig Jahren, von 1585—1605.

Nicht so glücklich waren die Römer des siebzehnten Jahrhunderts. Ihnen lächelte die lustige Zeit des Interregnums nur elfmal. Von 1700—1800 sind gar nur acht Konklaven zu zählen, eine Zahl, die das neunzehnte Jahrhundert nur mit knapper Noth erreichen wird, obschon in der ersten Hälfte desselben genau vier neue Päpste gemacht wurden.

Worin nun das römische Volksvergnügen während eines mittelalterlichen Interregnums bestand, darüber erhalten wir von einem Augenzeugen selbst Aufschluss, nämlich von dem Messer Giulio Constantini. Er war Sekretär des Kardinals von Trani und hatte den klugen Einfall, seine Zeitgenossen fleissig mit römischen Nachrichten zu versorgen. Da der Mann zuverlässig ist, so theile ich aus einem seiner Briefe Folgendes mit. [1]

— „Alle Gefängnisse werden erbrochen, die Polizeivögte fliehen, die Governatoren verstecken sich. Alles bewaffnet sich bis an die Zähne und in den Strassen begegnet ihr keinem einzelnen Menschen; alle gehen truppweise, zehn, zwanzig, dreissig und mehr auf einmal.

---

[1] Der erste Abdruck findet sich in der Briefsammlung des M. Dionigi Atanagi, zwei Bände, Venedig 1601, betitelt: *Delle lettre facete, belle e piacevoli di diversi nomini grandi e chiari e begli ingegni.* I, 389.



Doch glaubt nicht, dass bei dieser Freiheit sonderlich viel Uebles geschehe; in der ersten Furie platzen die Feinde allerdings auf einander, dann aber wird die Stimmung allmählich so mild, dass man nackt spazieren gehen könnte. Ich bin jetzt fünfzehn Jahre in Rom und ich erlebte nie eine schönere Zeit, eine grössere Freiheit, eine fidelere Kurzweil. Und wie könnte es auch anders sein? Sind doch unsere Herren (die Kardinäle) eingesperrt, während wir ungebunden einher wandeln, bei vollen Schüsseln sitzen, leichtsinnig, unbehelligt von keinerlei Missvergnügen der Knechtschaft. Es ist uns fast zu wohl, so lange sie (immer die Kardinäle) nicht da sind, so dass uns fast die Freiheit verleidet wird. Das Amüsement, in die Bankhäuser zu laufen und zu hören, wie die Sensale den zukünftigen Papst verhandeln, ausbieten und Wetten auf ihn eingehen *(sic!)* ist so gross, dass, wer morgens hingeht, vor Abend nicht mehr heimkommt. Von den Kourtisanen, gekleidet in *utriusque sexus*, will ich gar nichts sagen: Der Karneval ist ein Pfifferling dagegen. Dann die Wagen, zum Teufel! das ist ein Wunder; wie die mit den schönsten Damen in Rom herumkutschiren! Alles bleibt stehen und liegen in den Häusern und Amtsstuben, wie es liegt und steht. Die Advokaten und Prokuratoren und Gerichtsboten thun keinen Strich. Jeder ist ein vollkomener Narr und geniesst diese schöne Zeit um so mehr, als alles Uebrige ruhig verläuft und nirgends Unordnung entsteht, was bei soviel Volk wahrhaftig ein Wunder ist. Ich habe dieses Rom nie so voll gesehen; man sagt, dass die Menschenzahl seit dem Tode des Papstes hier um vierzigtausend Personen gewachsen sei. — Glaubt mir, der ist kein perfekter

Weltmann, der nicht während der heiligen Stuhlvakanz in Rom war, und hätte er tausend Jahre an den Höfen gelebt und wäre er mehr als eine Nacht einlogirt gewesen im Thurme von Nona . . . . . . Von Poeten und Bänkelsängern wimmelt es hier und es ist ein Singen und Sagen in lateinischer und vulgärer Sprache; da sind fahrende Sänger französischer, spanischer und deutscher Herkunft, *et omnis generis musicorum.* — Ich habe vergessen Euch zu sagen, dass Ascanio Colonna den Staat wieder an sich gerissen hat, und zwar ohne Lanzenstich und Schwertstreich. Es sind hier die Herren Fabrizio, sein Sohn, Cammillo Colonna und Pirro, und man hat frei Bahn gegeben jedem, der sich im Kampfe versuchen will, auf dem Platze *Santo Apostolo.* Was sagt Ihr nun zur Erledigung des heiligen Stuhls? Meint Ihr nicht, dass er viel schöner ist, wenn er leer steht, als wenn er besetzt ist? Und weil dieser Stuhl so schön ist, so wundert Euch nicht, wenn diese ehrenwerthen Herren Purpurträger schwitzen, um sich darauf zu setzen — es möchten so viele darauf und doch ist nur für Einen Raum da!“

Der Einzige, der damals auf den Stuhl kam, war Marcellus II. und er hatte ihn kaum einen ganzen Monat inne.

Der kulturhistorisch gewiss nicht unwichtige Brief Constantino's stammt aus dem Jahre 1550. Aber die ganze Wahrheit sagt uns dieser liederliche Kumpan doch nicht. Interregnum bedeutete im Mittelalter Chaos. Neben den lustigen Blasen, die es trieb, lag viel blutiger Schlamm, viel moralischer Unrath, viel bürgerlicher Peststoff. Wie mit dem Tode eines Papstes der äusserliche Druck einen Augenblick nachliess,

brachen alle Wunden des pfäffisch tyrannisirten Volkskörpers auf, und der Teufel war los.

Ein zeitgenössischer Chronist, Gigli, schlägt einen ganz andern Ton an, indem er sich anschickt, die Zustände Roms nach dem Tode Gregor's XV. (1623) zu beschreiben.

„Kein Tag verging," versichert er, „ohne Raufereien, Meucheleien und Todtschlag. Männer und Weiber lagen ermordet umher, mit abgeschnittenen Köpfen; andere wurden in den Tiber geworfen. Nicht wenige Häuser wurden des Nachts gestürmt und ausgeplündert. Frauen wurden geschändet, geraubt, getödtet; junge Mädchen genothzüchtigt und verschleppt. Die Sicherheitswächter waren in steter Lebensgefahr; viele wurden erdolcht, verwundet oder grausam verstümmelt. Selbst die Söldner, die im Dienst der Nobili standen und dem öffentlichen Schutze dienen sollten, verübten schändliche Gewaltthaten. Das Uebel wuchs von Tag zu Tag . . ."

Genug von diesen Geschichten, die so blutige Streiflichter auf die weltliche Staatsherrlichkeit der Päpste werfen.

Mit dem allmählichen Hinschwinden und der schliesslichen Auflösung des Kirchenstaates sind auch derartige Jammerzustände während des Interregnums und Konklaves unmöglich geworden.

Nach dem Tode Pio Nono's wird Rom dasselbe sein, was es ein Lustrum vorher schon gewesen: ein wohlgeordnetes Gemeinwesen, dessen Glieder im mehr oder minder vollkommenen Bewusstsein ihrer bürgerlichen und staatlichen Pflichten ruhig auf der Bahn der Arbeit, der Gesittung und Bildung weiterwandeln, unbekümmert darum, ob die Kardinäle im Vatikan den

Hinz oder den Kunz auf den Stuhl Petri setzen, und sich freuend der Freiheit, die ihnen das Wort ihres Königs seit dem 20. September 1870 garantirt hat. Die Römer werden Italiens würdig sein.

Die Päpste gehen dahin, aber die Völker bleiben.

Auch Pio Nono wird noch bleiben und wir wünschen dem alten Herrn das längste Leben bei einer etwas vernünftigeren Weltverdauung. Mit Vergnügen haben wir dieser Tage seinen neuen Winterhut in dem Magazin der renommirten Hutmacherei gegenüber dem Valletheater ausgestellt gesehen. Das Bekleidungsstück, das für das Haupt des unfehlbaren Kirchenfürsten bestimmt ist, erregte allgemeine Bewunderung. Es ist aus leicht gekräuseltem Filz von schöner hochrother Farbe, hat breite Krämpen, die an den Seiten etwas aufgeschlagen sind und von vier goldenen Schnüren gehalten werden. Hinten baumelt eine prachtvolle, grosse, rothe Quaste, die allein schon sehenswerth ist.

Ich habe schon manches Kuriose an fürstlichen Bekleidungsstücken gesehen, z. B. den Schlafrock S. M. des Königs Ludwig I. und die Hochzeitsschuhe seiner Frau Gemahlin im bayerischen Nationalmuseum zu München, Gegenstände, deren Anblick mich mit inniger patriotischer Rührung erfüllte; aber nichts hat in dem Masse meine historische Wissbegierde gereizt, wie dieser neue Winterhut S. H. des Papstes Pio IX. Ich war so erregt, dass ich dem päpstlichen Hutfabrikanten sogar mit der Frage nach dem Preise auf den Leib rückte. Wieviel Peterspfennige wendet Pio Nono an seinen neuen Hut? Der Fabrikant filziger Behauptungen schwieg. Er mag wissen warum. Sicher

bezahlt der Papst seinen Filz sehr theuer. Dafür erfuhr ich anderes. Ich kann nunmehr der Christenheit aus bester Quelle mittheilen, dass sich Pio Nono jährlich zwei neue Hüte anschafft: einen für den Sommer, den andern für den Winter. Beide sind in Façon und Farbe gleich, nur besteht der Sommerhut aus leichtem Seidenstoff. Jeder abgelegte Hut wird verschenkt. Es gilt als Zeichen besonderer päpstlicher Huld, wenn man einen davon empfängt. Besonders den Franzosen kann man eine himmlische Freude damit bereiten. Pio Nono weiss das und verschenkt seit Jahren schon seine abgelegten Hüte an hervorragende Gläubige der grossen Nation. Es müsste infam zugehen in der Welt, wenn nach dem Ableben Pio Nono's diese abgelegten Papsthüte in Frankreich nicht die erstaunlichsten Wunder vollbrächten!

Noch ein Wort, dass ich von Vorübergehenden aufgefangen.

— Mir scheint, sagte der Eine nach einem forschenden Blick auf den Hut, dass durch eine kleine Oeffnung im Deckel selbst für die Ventilation zweckmässig gesorgt ist.

— Was fällt Dir ein, erwiderte der Andere lehrhaft, das ist das Inspirationsloch für den *spirito santo!*

Derb zwar, aber historisch.

* * *

Nachschrift sechs Wochen später.

Pio Nono liegt schwer krank darnieder. Er hat eine breite offene Wunde am linken Bein, die stark blutet und eitert. Jeden Morgen wird das Bettzeug gewechselt. Die blutigen Leintücher werden von dem

ersten Kammerdiener, Signor Zangolini, dem von Rechtswegen die abgelegten päpstlichen Bett- und Kleidungsstücke anheimfallen, heilig gesammelt und aufbewahrt. Er hat schon ganze Schränke voll. Der industriöse Kammerdiener hütet sich, die beschmutzte Leibwäsche Pio Nono's reinigen zu lassen, da jedes Stückchen derselben gegen Baarzahlung an die Gläubigen verkauft wird. Täglich mehren sich die Nachfragen nach diesem kostbaren Artikel. In den vatikanischen Haushalt eingeweihte Personen versichern, dass fast täglich aus Frankreich und England Briefe an den ersten Kammerdiener gelangen, worin dieser gebeten wird, gegen hohe Preise doch einen Fetzen von dem Weisszeug übersenden zu wollen, das die heilige Person des Papstes berührt und mit seinem theuren Blut gezeichnet hat! — — —

Im Interesse der künftigen Kulturgeschichtschreibung durfte ich diese, den gesunden, gebildeten Sinn mit Ekel erfüllende Thatsache nicht verschweigen.





7. Wie Päpste gemacht werden.

Es ist noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen, sagt das Sprichwort. Merkwürdigerweise auch noch kein Papst. Beide werden auf Erden gemacht. Der Papst ist das Produkt einer Wahl, der Gelehrte das Produkt von Grütze, Eifer, Prügel, harter Arbeit und schweren Prüfungen. Nach dem ironischen Gesetz der Ausnahmen giebt es trotzdem auch dumme Gelehrte, wie es schon gescheidte und gelehrte Päpste gab. Der richtige Gelehrte sucht und forscht im Schweisse seines Angesichts sein ganzes Leben lang nach Wahrheit und ist beseligt, wenn er auch andere von der Richtigkeit der mühsam gewonnenen Resultate überzeugen kann; der richtige Papst hingegen ist von Amtswegen im Vollbesitz der unfehlbaren Wahrheit und wer nicht gutwillig daran glaubt, den trifft er mit Fluch und Verdammniss. Der geehrte Leser mag, wenn er Lust hat, den Vergleich weiter zu spinnen.

Die Päpste also fallen nicht vom Himmel, sondern werden auf Erden gemacht, und zwar im Konklave. Aber wie?

Das Konklave und seine Geheimgeschichte reducirt sich in dem Gehirn des dem intimeren römischen Leben fernestehenden Publikums meist auf eine dunkle, von der Wirklichkeit der Dinge weit ab liegende Vorstellung. Für den Glauben ist allerdings die Dunkelheit und Unrichtigkeit einer Sache kein Hinderniss, sondern im Gegentheil ein süsses Reizmittel. Ein alter Kirchenvater pflegte zu sagen: Je dümmer, desto glaubhafter. Diese Sorte von Glauben ist allmählich aus der Mode gekommen und heutzutage pflegt man sich in Wissen zu kleiden und mit Erkenntniss zu schmücken, während der Glaube ein antiquarischer Luxus geworden, den sich nur die „Armen im Geiste“ gestatten dürfen und der allen denjenigen in unserer gewerbsfreien Zeit nachgesehen wird, die aus dem Bekenntniss und der Herstellung von Glaubensartikeln ein Handwerk machen.

Es ist daher gewiss nicht unzeitgemäss und nicht ganz unnütz, die angedeutete Vorstellung einigermassen aufzuhellen und ihr durch geschichtliche Mittheilungen mehr plastische Fülle und Präcision in den Umrissen zu verleihen. Das Folgende soll ein Versuch dazu sein.

Bekanntlich — um höflich anzufangen — bekanntlich wurde Rom nicht in Einem Tage erbaut und das römische Papstthum ebensowenig. Es gab christliche Jahrhunderte, die sich sogar ohne dasselbe behalfen. Ja, wenn man den Versicherungen trauen darf, ist die Kirche, das ist der Verein der Gläubigen gar nicht so schlecht dabei gefahren. Wir wollen uns nicht verhehlen, dass man damals in vielen Stücken noch arg zurück war. Nicht nur, dass man in jenen Zeiten noch keine Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen und

Aehnliches kannte — das sind ja im Grunde nur Kleinigkeiten, wenn nicht gar sündhafte Allotria des unruhigen Menschengeistes! — es gab noch nicht einmal eine klerikale Presse, deren Gedeihen zur ewigen Seligkeit heute so überaus nothwendig ist! Schlimmer noch: Dutzende von Dogmen, die uns heute so brav und sicher den Heilsweg führen, wären den ersten Christen nicht einmal im Traume eingefallen — und damals war man doch im Träumen noch unvergleichlich stärker, als heute. Lehren, die uns jedes moderne Schulkind, das seinen konfessionellen Schulzwang sieben und mehr Jahre hindurch abgesessen, an den Fingern herzählen kann, wären den Urchristen böhmische Dörfer gewesen. Unglaublich, aber wahr: selbst die ersten vierzehn Päpste glaubten ebensowenig an die Gottheit Christi (erst zu Anfang des dritten Säkulums als Dogma proklamirt) als über einundeinhalb Jahrtausend später der Ketzer David Friedrich Strauss! Und Strauss konnte es nicht einmal bis zu einem Lehrstuhl an der Universität des republikanischen Zürich bringen, geschweige bis zum Lehrstuhl Petri in Rom!

Die Christen der ersten Jahrhunderte behalfen sich eben so gut als es ging — und es ging faktisch nicht übel — indem sie sich weniger in die christliche Lehre, als vielmehr in die christliche Liebe vertieften. Wie sich doch die Zeiten ändern!

Und da kommen die Neuheiden, die Juden und Freimaurer und sagen, die Kirche sei stehen geblieben!

Im Gegentheil, sie marschirte aus Leibeskräften, sie marschirte mit Dampf (nicht mit dem der modernen Lokomotive natürlich, sondern mit dem der Scheiterhaufen), so dass sie längst auf dem ihrem Ausgange

gerade entgegengesetzten Punkt angekommen ist, und sie marschirt weiter und weiter, und ich verspreche Dem das schönste Trinkgeld, der mir sagen kann, wohin sie noch gelangen mag!

In jenen primitiven christlichen Zeiten also wählte sich jede Gemeinde ihr kirchliches Oberhaupt, ihren Bischof, selbst. Die Absolvirung einer theologischen Fakultät war nicht vorgeschrieben. Die Priesterfähigkeit lag im Herz, in der Gesinnung, im Wandel, in der persönlichen Würde, nicht in einem gestempelten Papierwisch.

In dieser populären Weise wurden auch die ersten Bischöfe von Rom gewählt. Nach und nach — wie? ist in der Weltgeschichte von Weber, Schlosser oder sonst einem historiographischen Werkmann ausführlich nachzulesen — gewannen die römischen Bischöfe die Oberhand und sie sorgten sehr geschickt dafür, dass nach der Trennung und dem Niedergang des römischen Weltreichs der gesammte Glanz der gewaltigen geschichtlichen Vergangenheit und die Autorität der ewigen Roma auf ihren bischöflichen Häuptern sich koncentrirte.

Die Geistlichkeit hatte zu allen Zeiten eine preiswürdig feine Nase für die Aufspürung der natürlichen Mittelpunkte neuer Organisirungsformen. Ausser dem bewundernswerthen administrativen und organisatorischen Talent kam aber den römischen Bischöfen noch eine Reihe von historischen Umständen zu statten, um in christlicher Form jene Gewaltherrschaft wieder auf die Beine zu bringen, die das antike Rom so lange auf die Schicksale der Menschheit ausgeübt hatte.

Die rivalisirenden bischöflichen Kollegen der übrigen Hauptstädte der Christenheit, wie Jerusalem,

Antiochien, Alexandrien, traten in den Schatten, je heller die römische Sonne strahlte. Traten in den Schatten? nein, sie wurden gewaltsam in den Schatten gedrückt, gestossen, gekeilt von den lieben römischen Glaubensbrüdern.

Nachdem das Bischofsamt der Siebenhügelstadt eine so weitragende Bedeutung gewonnen hatte und dem priesterlichen Ehrgeiz für die Zukunft noch glänzendere Ziele wies, wurde es eine viel umworbene Stelle.

Wer möchte nicht in die Höhe kommen? Das Wort des armen Rabbi von Nazareth, dem von einer irregeleiteten Geschichtchreibung die Verantwortlichkeit für die christliche Kirchengründung immer noch aufgebürdet zu werden pflegt, das Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ wurde von den kirchlichen Häuptlingen bald genug in die Rumpelkammer verwiesen. Man hielt es lieber mit der Formel vom „Knecht der Knechte Gottes,“ die in ihrer unverschämten Bescheidenheit ein um so gröberes Dreinfahren bemäntelte. Im Widerspruch lag ja von jeher ein geheimer Kitzel — und die Geistlichkeit war nie für die raffinirtere Auskostung der Daseinsfreuden unempfindlich.

Bei der Wichtigkeit des römischen Bischofsamtes lag es nahe, dass auch die Kaiser und weltlichen Fürsten ein Wörtchen bei dessen Besetzung mitsprechen wollten, zumal der Bischof sich angewöhnt hatte, in so viele Dinge d'reinzureden, die ihn ursprünglich nichts angingen. Es wäre aber falsch annehmen zu wollen, dass durch die fürstliche Einmischung erst der Skandal in die Bischofswahlen getragen worden sei. Bewahre! Kleriker und Gläubige verstanden die christliche Harmonie so gut, dass bereits der im Jahre 217 auf den römischen

Bischofsstuhl erhobene Kalixtus I. sich einen Konkurrenten in der Person des Bischofs Hippolyt gefallen lassen musste. Ehrwürden Hippolyt ist also als der erste Gegenpapst zu betrachten.

Symmachus (498—514) erscheint als der erste Pontifex, von dem einige Wahlregeln bis auf unsere Zeit gekommen sind, und von denen u. a. noch die äusserlich beachtet wird, dass bei Lebzeiten des Papstes die Kardinäle sich der Vereinbarung über den zu erwählenden Nachfolger zu enthalten haben.

Wenn man nachforscht, wie zu den verschiedenen Zeiten die Päpste gemacht wurden, so stösst man auf recht angenehme Dinge, die allerdings nicht immer ein Kompliment sind für die Statthalterei Christi. So kam es vor, dass Weiber den Papst ernannten, dass Kinder zu Päpsten gemacht wurden, dass die Papstwürde käuflich war u. dergl. mehr. Wer's nicht glaubt, der mag bei Herrn Döllinger in München nachfragen, der zwar die Papstfabeln des Mittelalters kritisch untersucht und richtig gestellt, aber obige Angaben nicht widerlegt hat. Auch über das Geschlecht der Päpste sind wir noch nicht ganz im Reinen. Die Päpstin Johanna z. B. wollen wir selbst auf Döllinger's Autorität hin in der Reihe der Unfehlbaren noch nicht missen und in Italien glauben die anständigsten Geschichtskenner nicht daran, dass Leo V. ein sexuell befugter Mann gewesen . . . .

Doch lassen wir das mysteriöse Geschlechtskapitel fahren, um uns daran zu erinnern, dass der kaiserliche Konstantin Numro Drei sich zu der Verfügung herbeiliess, dass der zum Papste ausgewachsene römische Bischof nur vom Volk und Klerus erwählt werde, und

dass die Wahl der kaiserlichen Gutheissung nicht bedürfe. Obschon damit für den Augenblick eine Fessel gefallen und die Papstwahl neuerdings als eine innere Kirchenangelegenheit erklärt worden war, war doch des Streitens kein Ende. Um dem ein Ziel zu setzen, liess der Papst Nicolaus II. durch eine Synode im Jahre 1059 den Kardinälen der römischen Kirche allein das Recht zusprechen, den Pontifex Maximus zu erwählen, mit dem Zusatz jedoch, dass die Zustimmung des Volkes und des Klerus zur Giltigkeit der Wahl erforderlich sei.

Unter Kardinälen verstand man ursprünglich die an einer bestimmten Kirche definitiv angestellten und beschäftigten Priester. So hatte die Kirche von Ravenna, von Mailand etc. so gut ihre Kardinäle wie die von Rom. Wie schon der Name zu verstehen gibt, waren diese Herren wie die *Primates Cleri*, die *Priores Ecclesiae*, als die Angelpunkte, die Stützen und Säulen der Kirche zu betrachten. Später verlor diese Bezeichnung ihre Allgemeinheit im Jargon der Hierarchie und blieb nur noch für Rom in Gebrauch, wo die Kardinäle den Senat oder Staatsrath des Papstes bildeten, den Namen *sacro collegio* auf Italienisch führend, zu Deutsch: die heilige Genossenschaft.

An dem schmückenden Beiwort „heilig“ braucht man sich nicht zu stossen, auch wenn es in der Genossenschaft der Kardinäle zuweilen recht unheilig zuging. Der Kardinalshut sollte ja keine Prämie in der Heiligkeit sein. Es fehlte nicht an Päpsten, die die Kardinalswürde verschenkten nach Laune, verschacherten aus Geldnoth, verhandelten, um Schweigen oder Zustimmung bei moralisch verwerflichen Unternehmungen zu gewinnen.

Während die Mitgliederzahl des heiligen Kollegiums früher vielfach schwankte, ist sie jetzt auf siebenzig festgesetzt. Das ist die Maximalziffer; will sich der Papst mit weniger begnügen, ist es seine Sache.

Die Kardinäle werden mit „Eminenz" angeredet, zu Deutsch: Hervorragung, Vorzüglichkeit, Erhabenheit. In der Rangordnung der katholischen Höfe gehen ihnen, wenn ich nicht irre, nur die Prinzen vom Geblüt der Majestät vor. Zuverlässiges hierüber ist jedenfalls ausser bei dem Büreau für Unfehlbarkeit in Rom bei allen Regisseuren unserer grösseren Hoftheater zu erfragen.

Die Gewandung der Kardinäle ist roth. Vor Kurzem hat uns erst die Nordd. Allg. Zeitung in einem unpolitischen Artikel über „die Farben im Dienste der Toilette" die schätzbare Belehrung ertheilt (das bismarkische Organ ist auch belehrsam in seinem unpolitischen Theil): „Roth ist die Farbe der Pracht und Grösse und wird zum Ausdruck des Gewaltigen und Schreckhaften, wenn es potenzirt wirkt. Roth ist nicht in Schranken zu halten, drängt sich überall keck vor und drückt ebenso Zorn und Wuth, wie heisse Liebe, Pracht, Fülle und Gewalt aus. Durch Licht geschwächt, wirkt das Roth sanfter."

Durch Licht geschwächt! Da dürfen wir noch eine Weile warten, bis die Kardinäle „sanfter" werden.

Blauroth (roth-violett) ist nach der nämlichen Quelle das Symbol des Stolzes, der Herrschsucht und der Gewalt. Dass die Nordd. A. Z. bei ihrer Farbentheorie an die Beziehungen zur Toilette der Priester sogut dachte wie an die Boudoirkünste der Damenwelt, beweisst ihr Citat aus Goethe, das also lautet: „Indem

die hohe Geistlichkeit diese unruhige Farbe (blauroth) sich angeeignet hat, so dürfte man wohl sagen, dass sie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltsam zu dem Kardinal-Purpur hinaufstrebe."

Ich gestehe in aller Bescheidenheit, dass mir Roth immer als eine kreuzfidele, lustige Farbe erschienen ist; selbst wenn sie mir von der Kardinalsuniform entgegenstrahlte oder von der socialistischen Bundesfahne herabdrohte, wo sie gar Blut bedeuten soll, obschon sich die Unheilbrüter mit einer lyrischen Phrase von der Morgenröthe der Völkerfreiheit hinausreden möchten. Zwischen Kardinalsroth und Socialistenroth soll übrigens — und dies zur Beruhigung der im Glauben und Kredit gleichstark engagirten Bourgeoisie — von kompetenten Schönfärbern noch eine sehr wesentliche Nüance konstatirt worden sein, so dass für die nächste Zeit die gemuthmasste unheimliche Verbindung von Weihwasser und Petroleum noch nicht zu befürchten sein dürfte.

Diejenigen Kardinäle, die einem Mönchsorden angehören, behalten ihr Klosterkleid bei, füttern es aber roth aus, was sich oft ganz scherzhaft macht. Ein Kardinal-Dominikaner z. B. muss sich in die deutschen Nationalfarben Schwarzweissroth kleiden. Es steckt überhaupt viel Humor in der hierarchischen Kleiderordnung, was mit der unfreiwilligen Komik der Gestalten und Gesichter die Processionen und Schaustellungen der Kirchenleute selbst für Ketzer ungeheuer anziehend macht.

In der guten alten Zeit hatten die Höfe von Oesterreich, Frankreich, Spanien, Portugal und Sardinien das angenehme Recht, gleichfalls Kardinäle aus ihrer

respectiven Geistlichkeit zu ernennen, so oft der Papst eine allgemeine Promotion vornahm. Diese Kron-Kardinäle waren den übrigen völlig gleichgestellt in der ganzen Summe der Wahlfunktionen.

Die oben erwähnte von Nikolaus II. getroffene Wahlvorschrift wurde bald ausser Acht gelassen. Gregor VII. wurde 1072 von dem Kardinalskollegium im Einverständniss mit dem Klerus, aber unter Ausschluss des Volkes gewählt. Im Jahre 1126 wurde das Volk störrisch und wollte sich ganz allein das Papstwahlrecht anmassen. Innocenz II. wurde darob so erbittert, dass er zu den üblichen Bannstrahlen griff, um sie auf die Köpfe der Anmasslichen zu schleudern. Er strafte Volk und Klerus gleichermassen durch Entziehung des Wahlrechts. Cölestin Numro Zwei war der erste Papst, der durch die Kardinäle allein auf Petri Stuhl erhoben wurde. Es geschah im Jahre 1143.

Der dritte Alexander liess durch den Mund des Lateran-Koncils vom Jahre 1179 erklären, dass zu einer rechten Papstwahl die Zweidrittelmehrheit der anwesenden Kardinäle genüge. Diese allgemeine Fassung, die weder die Zahl der Kardinäle, noch die Minimalziffer der Votanten fixirte, liess es zu, dass in der Folge Päpste mit vierzehn, dreizehn, ja selbst mit nur sieben Stimmen aus der Wahlurne hervorgingen.

Das der Wahlakt in einem geschlossenen, abgesperrten Lokal (daher der Name Konklave) stattfinden müsse, wurde zuerst im Jahre 1275 von dem zehnten Gregor angeordnet. Früher wurden die Wahlen in S. Pietro, in San Giovanni oder sonst einer renommirten Kirche vorgenommen. Infolge der Gregorianischen Verordnung gewöhnte man sich, die Bezeichnung Kon-

klave (eine mit Schlüsseln verschlossene Kammer) nicht allein auf den Ort, sondern auch auf die Gesammtheit der Wähler und auf alle die Praktiken anzuwenden, welche das Wahlergebniss herbeiführen helfen.

Was nun die legislatorische Entwickelung dieser Praktiken betrifft, so gehört sie zu den widerspruchsvollsten, abstrusesten Partien in der kirchlichen Rechtsgeschichte. Ich habe dicke Bände darüber studirt und hoffe durch diese qualvolle Arbeit allein schon

. . . . aller meiner Sünden
Vergebung reiches Mass zu finden!

Ich lasse diesen Kelch an Dir vorübergehen, theurer Leser, und empfehle Dir, Deine Entsündigung auf einem leichteren Wege zu bewirken.

Nur das will ich noch anführen, dass nach einer Bestimmung des zweiten Lyoner Koncils zur Wahl des Papstes immer erst am 10. Tag nach dem Ableben des Vorgängers und nach pünktlicher Vollziehung der neuntägigen Trauerriten geschritten werden dürfe.

Ausser den Kardinälen müssen sich auch die Konklavisten für die Dauer der Wahl — oft mehrere Monate — mit einschliessen lassen und sich des Verkehrs mit der Aussenwelt enthalten. Wer sind die Konklavisten? Das sind die Personen, die im Dienste der einzelnen Kardinäle stehn, als da sind: der Beichtvater, der Kaplan, der Arzt, der Apotheker, der Barbier, der Kammerdiener, der Notar, der gottesgelehrte Beistand und anderes Hofgesinde männlichen Geschlechts. Dieses ganze Heer folgt den Purpurträgern nach in's Konklave, um nicht nur dem Principal in allen Nöthen Leibes und der Seelen zur Hand zu sein, sondern auch durch Zwischenträgerei und ähnliche Hantirung das

Werk des heiligen Geistes — als solches wird ja der Wahlaktus verherrlicht! — fördern und vollenden zu helfen.

Gewöhnlich hielten die Kardinäle das Konklave im ersten Stock des Vatikans ab. Die Ungunst der Zeiten und — des Wetters, wegen der fiebererzeugenden Tibernähe in den heissen Sommermonaten, hiess sie oft andere Räume aufsuchen. Geschah die Wahl im Vatikan, so fand das Skrutinium in der sixtinischen und die feierliche Messe nach gethaner Arbeit in der paolinischen Kapelle statt.

Für jeden Kardinal wurde aus Brettern eine Zelle gezimmert, die in zwei Stuben getheilt war. Die Zellen waren numerirt und wurden durch das Loos den einzelnen Kardinälen zugewiesen; jeder konnte dann seine Behausung nach Geschmack und Vermögen tapezieren und möbliren lassen. Die Ausstattung der Zelle des zum Papste erwählten Kardinals fiel als Eigenthum seinen Konklavisten nach einem alten Brauche zu. Die Zellen empfingen ihr Licht durch ein auf den Korridor gehendes Fenster. An die Zellenthür klebten die Wähler ihr respektives Wappen. Charakteristisch für die Konklave-Komödie!

Alle Zugänge in der Mauer, Fenster und Thüren, durch welche man in das Konklave hätte gelangen können, wurden vermauert, mit Ausnahme der grossen Thür, welche von der *Scala regia* — Königstreppe — zu der *Sala regia* — Königssaal — führt. Diese Thür wurde mit vier Schlüsseln verschlossen, von innen und aussen je zweimal. Die beiden äussern Schlüssel wurden vom Marschall des Klonkaves, der eine der innern vom ersten Ceremonienmeister und der andre

vom Kardinal-Kammerherrn in Verwahrung genommen. In die Thür selbst war ein von fünf Aufsehern bewachtes Fenster eingelassen, eine Art Sprechgitter, wo die Herren Wähler den Geschäftsträgern der weltlichen Mächte Audienz ertheilen und auch sonst ein bischen mit der profanen Aussenwelt in schicklicher Distanz verkehren konnten, wenn die Klausur gar zu penibel wurde.

Rings um den Vatikan waren Schildwachen ausgestellt, die jedoch den Profanen passiren und in die momentan verwaiste Papstburg spazieren liessen, wenn er als Erkennungszeichen gewisse Medaillen vorweisen konnte.

Im Jahre 1823 wurden die Räumlichkeiten des Quirinals (jetzt Residenz Victor Emanuels) für konklavistische Zwecke besonders hergerichtet. Das Zellensystem wurde modificirt und den Kardinälen statt der Bretterhäuschen bequemere Junggesellenwohnungen gebaut. Inzwischen haben die Ereignisse so exceptionelle Zustände geschaffen, dass die Eminenzen ihr nächstes Konklave wieder im Vatikan, aber unter ganz wesentlich veränderten Bedingungen werden abhalten müssen.

Die Bulle Gregor's X. zeichnet drei Wege vor, auf welchen die Kardinäle zur Ernennung eines neuen Papstes gelangen können: mittelst Adoration (Zuruf, Akklamation), Kompromiss oder geheimer Stimmzettel.

Die Adoration findet statt, wenn sich eine hinlängliche Zahl einflussreicher Kardinäle bereits im Voraus über den Kandidaten geeinigt und Aussicht hat, die fehlenden Stimmen durch Ueberrumpelung der schwächeren und unentschiedenen Wähler zu gewinnen.

Es ist dies ein kühner Handstreich, der mit Einem Schlage allen fremden Einmischungen und missliebigen Interessen ein Ende macht.

Zum Kompromiss nahm man seine Zuflucht, wenn sich das Gros der Eminenzen absolut nicht verständigen konnte. Man beauftragte dann einen oder mehrere Kardinäle, im Namen des gesammten Kollegiums den neuen Papst kurzweg zu ernennen. Es ist das eine gefährliche Methode, von der man nur in äussersten Nothfällen Gebrauch machte.

So riethen bei dem Konklave in Lyon die Kardinäle Ossat und Orsini ihren Kollegen zum Kompromiss. Als dieselben darauf eingingen und den beiden Rathgebern selbst die Wahl übertrugen, soll Orsini ausgerufen haben: *Papa ego!* und der zweiundzwanzigste Johann war fix und fertig.

Heute würden sich die Kardinäle hüten, so leichtfertig in die Falle zu gehen. Die Wahl mittelst geheimer Stimmzettel wird jedenfalls auch im nächsten Konklave beliebt werden.

Zweimal im Tage müssen die Kardinäle zum Werke schreiten, nach der Frühmesse und nach dem Mittagstische. Nach frommen Brauch und zu eigner Ermunterung geht dem Wahlakte stets die Absingung der alten Hymne *Veni Creator Spiritus* voraus.

Der Spiritus lässt oft lange auf sich warten, und wer die Geheimgeschichte der Konklave kennt, ist der Meinung, dass weder die dritte noch überhaupt irgend eine Person der göttlichen Dreifaltigkeit sich in gewisse Wahlhändel gemischt haben kann . . .

Es hiesse wahrhaftig sehr wenig respektirlich von dem heiligen Geiste denken, wenn man ihn in jedem

Falle der Mitarbeiterschaft an dem Werke des Konklaves zeihen wollte. So wenig auch dem Ketzer im Grunde an der Reputation der Himmlischen gelegen sein kann, so muss er doch jenes Gebahren des Kirchenthums, das für die heterogensten Dinge die Verantwortung von sich ab- und auf die Gottheit überwälzt, als eine schändliche Immoralität kennzeichnen. Dieses kirchenthümliche Beispiel kann nur korrumpirend auf das Volksgewissen wirken, weil dieses dadurch der heiligen Verpflichtung entwöhnt wird, jede That und ihre Folgen persönlich und reinmenschlich selbst zu vertreten, ohne sich auf unfassbare ausserweltliche Sündenböcke zu berufen.

Doch das nur in Parenthese. Die Ausfertigung, Versiegelung und Abgabe der Stimmzettel wird mit anerkennenswerther Vorsicht gehandhabt, um der Intrigue der Parteien wenigstens das Handwerk sauer zu machen. Vor jedesmaligem Wahlgange werden drei Kardinäle durch das Loos zu Skrutatoren bestellt und weitere drei zur Einsammlung der Stimmzettel etwa erkrankter oder sonstwie an die Zelle gefesselter Wähler ermächtigt.

Die Stimmzettel werden in einem Kelche gesammelt, auf einem Tische in der Mitte der Kapelle von den Skrutatoren geöffnet und laut vorgelesen. Sämmtliche Kardinäle notiren die Stimmen auf einem gedruckten Verzeichniss, das die Namen aller Mitglieder des Kardinalskollegiums, auch der beim Konklave nicht anwesenden, enthält.

Hat bei der Votation ein Kardinal zwei Drittel der Stimmen seiner anwesenden Kollegen auf seinen Namen zu vereinigen vermocht, so ist der Papst

gemacht, das Konklave beendigt. Hat keiner diese Gunst auf den ersten Wurf erfahren, so wird zur Ergänzungswahl, zur Ausbeutung des Accessits, geschritten. Bei derselben kann jeder Votant, indem er seine erste Stimme ändert, einem der von den übrigen Wählern bei'm ersten Skrutinium genannten Kandidaten seine Stimme zuwenden. Selbstverständlich darf derselbe Wähler dem nämlichen Kandidaten nicht zum zweiten Mal in Form des Accessits seine Stimme geben, da die Accessitstimmen zu denen des ersten Wahlgangs summirt werden.

Will daher ein Wähler bei dem Accessitverfahren auf seinen Kandidaten verharren und der Meinung seiner Kollegen keine Koncession machen, so setzte er auf den Accessitwahlzettel statt des Namens das ablehnende Nemini. Jemehr Zwietracht und Zerfahrenheit im heiligen Kolleg, desto mehr Nimini. Diese sind natürlich für den schliesslich Erwählten kein Kompliment.

Pio Nono z. B., als er nach vielen Wahlmühen endlich genau die Zweidrittelsmehrheit auf sich vereinigt sah — er eroberte nicht eine einzige Stimme mehr — hatte die Demüthigung, noch vierzehn Nimini in der Urne zu finden. Vierzehn Wähler wollten lieber Niemand als ihn, den mit knapper Noth Erwählten!

Jede Sitzung wird mit dem Verbrennen der Wahlzettel abgeschlossen, und wenn das Rauchwölklein durch das famose Ofenrohr in die profane Luft sich emporschlängelt, weiss das auf den Plätzen rings beobachtende kannegiessernde und bummelnde Volk, dass der Wahlgang vollzogen. Indess dürfte die Volkstheilnahme an

dem Verlauf der nächsten Papstwahl geringfügig und frostig genug sein. Das Volk im Sinne von ehedem ist im heutigen Rom nicht mehr vorhanden. Der junge römische Bürger steht geschäftig in der Werkstatt, im Atelier, im Laboratorium, in der Schule, im Magazin und jagt dem Segen der Arbeit nach, sich den Kukuk kümmernd um die Wahlmarotten der Rothröcke. Ist der Papst gemacht, gut, so wird man's nach Feierabend in der Zeitung lesen, das grosse Ereigniss, und bei der Pfeife und einem guten Schoppen Marino oder Frascati die neugebackene Heiligkeit nach Herzenslust diskutiren . . . . .

Die Herren Eminenzen ziehen sich nach der ersten erfolglosen Wahlsitzung, welche ihnen bloss einiges Licht über die Stärke der Parteien, die Bedeutung der einzelnen Kandidaten u. s. w. gebracht hat, in ihre Zellen zurück, machen sich gegenseitig Besuche, um sich amtsbrüderlich in die Karten zu gucken, promeniren im Korridor, rüsten sich zum Mittagstische oder zu einer Intrigue und was dergleichen beschränkter konklavistischer Zeitvertreib mehr ist. Nur die Hauptmacher nutzen für die Erreichung ihrer kirchenpolitischer Absichten jeden verfügbaren Moment und die cholerischen „Zelanti“ verzehren sich in fieberhafter Geschäftigkeit.

Der Mittagstisch wird durch bewegliche Kästen, die in die Bretterwände der Zellen prakticirt sind, jedem Kardinal zugeschoben. Die Herren speisen gewöhnlich gut, wie sich's eben für Kirchenfürsten schickt, und zur Befestigung der Kameradschaft machen sie sich gegenseitig mit den erlesensten Gerichten Geschenke. Besonders die mit vorzüglichen Weinsorten assortirten

Körbe spazieren aus den Zellen der reicheren Purpurträger in die der ärmeren und widerhaarigeren; mit des Bacchus edler Gabe sucht man den Beschenkten zugleich die wünschenswerthe Wahlweisheit einzuflössen und die Zunge für das Aussprechen gewisser Namen zu geschmeidigen. Ob man sich zur Mischung bei dem nächsten Konklave Marpinger oder französischer Wunderwässer bedienen wird, ist noch unentschieden; dagegen will man bereits bei den gediegensten Essern unter den Kardinälen die Tendenz gespürt haben, bei dieser historischen Veranlassung an dem beliebten deutschen Kaiserfleisch sich gütlich zu thun u. s. w.

Der Majordomus im Bunde mit den Schweizerwachen ist gehalten, die Körbe, Schüsseln, Platten, Servietten und Aehnliches jedesmal genau zu durchsuchen, damit nicht Briefe, Billets und andere Gedankenvermittler sündhafter Natur mit den Viktualien aus den Kreisen der politischen und eleganten Welt in das Konklave eingeschmuggelt werden.

Gewöhnlich aber pflegt dieses Wächteramt sehr lax gehandhabt zu werden und man weiss — ich sage nicht: man erzählt sich, sondern: man weiss! — von manchem Billetdoux, das eine schmachtende, einflussreiche Donna ihrem gefangenen Konklavisten mit dem Butterbrot zustecken liess . . . .

So ein ächt römisches Konklave, wenn es von einiger Dauer, ist eine Steeple-Chase aller Leidenschaften.

Macchiavellismus und Jesuitismus, Boudoir und Kloster, Tiara und Pantoffel, Unterrock und Priesterkleid, kurz tausenderlei bunte Dinge spielen oft zusammen, um das Konklave mit dem Netzwerk der

raffinirtesten Kabale zu umstricken. Sollte da die bekannte weisse Taube nicht in den listigen Maschen hängen bleiben und sich elend verzappeln?

Zwei Stunden vor Sonnenuntergang — die Stunden unmittelbar nach dem Pranzo gehören nach menschlicher Weise der Verdauung und der Siesta — zwei Stunden vor Sonnenuntergang also versammeln sich die Herren Wähler auf's Neue in der Kapelle, stimmen ihr *Veni Creator et caetera* an und probiren, ob ihnen diesmal die Schaffung des neuen Kirchenoberhauptes und Statthalters Christi gelinge.

Er wandelt unter ihnen, der unglückliche Glückliche, noch ein Gleicher unter den Gleichen, der über kurz oder lang durch ein Additionsexempel, das die verlangte Summe — nicht von genialen Qualitäten, unbestrittenen Naturrechten und Verdiensten, sondern die verlangte Summe von Stimmen, welche die Schlauheit, die List, der politische Aerger oder hundert Schwachheiten diktirt haben können, endgiltig aufweist, auf den Stuhl des obersten, unfehlbaren Lehrers und Lenkers der Christenheit erhoben und wie ein Gott umschmeichelt, verehrt oder gehasst werden wird. Er wandelt unter ihnen — und das Auge sieht ihn noch nicht, denn noch glänzt ja keine dreifache Krone auf seinem Haupte und der wunderbare Fischerring blitzt noch nicht an seiner Hand.

Je länger die Wahlen dauern, desto aufregender wirkt die Atmosphäre des Konklaves auf die Nerven der Eminenzen. Die Chancen neigen sich bald dieser, bald jener Gruppe, bald diesem, bald jenem Namen zu. Es arbeitet die Diplomatie, es arbeitet die Partei, es arbeitet der persönliche Ehrgeiz. Es ist kein

Mönchlein noch so klein, es möchte doch der Papst wohl sein, spottet der Reim und gibt damit die Signatur der inneren Konklavisten-Stimmung.

Die Tage folgen sich, die Operationen werden immer leidenschaftlicher. Und es ist die Leidenschaft der Cölibatäre, der Mönche. Das setzt Stösse, wenn solche Geister aufeinanderplatzen.

Doch „Alles nimmt ein End' auf Erden, Liebe und Trompetenblasen," singt unser Viktor Scheffel, und so muss wohl auch das Konklave einmal sein Ende haben.

Der Papst ist gemacht!

Jeder Kardinal hat es mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört, wie sich allmählich Stimme um Stimme um einen gewissen Namen schaarte, wie die Ziffer wuchs aus kleinen zerstreuten Ansätzen, bis zur vorschriftsmässigen Stärke, wie aus dem Niveau der Kardinalswürde sich nach und nach die „Heiligkeit" erhob, die „Unfehlbarkeit" sich verkörperte und herrschend die wählenden Kameraden überragte. Sie blieben Menschen, die hohen Hierarchen, aber der Erwählte ist zum Vicegott avancirt.

Der Papst ist gemacht!

Da sitzt er noch auf seiner Bank im rothen Kleid der überwundenen Würde. In wilder Erregung hämmert das Herz unter dem Purpur. Seine bleichen Lippen beben, sein Blick irrt wie im Traume durch die Räume des Konklaves, das die grosse Wandlung bewirkt hat. Dort steht noch die Urne, aus der das Schicksal gesprochen und ihn zum Herrn gesetzt hat, der Gläubigen, zum Herrn der Fürsten und Völker, zum Statthalter des Reiches Christi. Schweigend entfernen

sich, mit den Geberden der Ehrfurcht, die ehemaligen Kollegen aus seiner Nähe: wer stand, fällt vor ihm auf's Knie. Der heilige Geist breitet seine Fittige über ihn, den Erkorenen, und die Schauer der Unfehlbarkeit schütteln seine Seele wie im Fieber. Die Transfiguration vollzieht sich.

Der Papst ist gemacht!

Habemus Pontificem! ruft's im Chore. Wer analysirt die Töne, die in diesem Ausrufe sich mischen? Ist's Begeisterung, Zorn, Neid, Hohn, Dankbarkeit, Hoffnung, Theilnahme, was die Dominante bildet?

Das Menschenherz ist ein gar trotzig und verzagt Ding, verkündet die Bibel.

Der Wettkampf ist beendet, die Prämie gewonnen. Der älteste Kardinal nähert sich dem Sieger mit der ceremoniellen Frage, ob er den Preis annehme und welchen Namen er sich erwähle? Nachdem der Sieger demüthiglich und bescheiden sich gewehrt — auch das ist von Alters her der Brauch — erklärt er sich zur Annahme der neuen Würde bereit und offenbart den Wählern den neuen päpstlichen Namen.

Hierauf wird er hinter den Altar geleitet. Da ist eine Art Boudoir improvisirt, wo in drei verschiedenen Grössen der Ornat des Papstes ausgebreitet liegt. Die Gewänder werden anprobirt. Das rothe Kardinalskostüm weicht der weissen Soutane, dem engärmligen Chorhemd, der weissen Kalotte, den goldgestickten Schuhen und anderem Zubehör der päpstlichen Tracht.

Nachdem diese Metamorphose vollbracht, wird er vor den Altar geführt und dort auf den päpstlichen Stuhl gesetzt. Die Kardinäle schreiten feierlich heran, ihm zu huldigen, und der Dekan ist der Erste, der ihm

den Fuss und die rechte Hand küsst. Der neue Papst hebt den alten Herrn auf und drückt ihm den Friedenskuss auf beide Wangen.

Während sämmtliche Kardinäle der Reihe nach dieses Ceremoniell aufführen, singen sie eifrig das alte Lied dazu: *„Ecce sacerdos magnus"*. Frivole Spassvögel geben vor, die Melodie habe eine gewisse Aehnlichkeit mit der bekannten Weise: „Der Papst lebt herrlich in der Welt." Auf Grund gewissenhafter Nachforschungen muss ich dieser Aeusserung entschieden widersprechen. „Das ist der grosse Sacerdot" hat eine ganz eigenartige Melodie, die viel eher an die musikalische Manier des Orients, als an das citirte Schelmenlied des Nordens erinnert. Da die Kardinäle bei dieser gesanglichen Produktion überhaupt nicht mehr bei Stimme zu sein pflegen, so lässt sich die ursprüngliche Sangweise ihrer Konklave-Lieder nur sehr schwer feststellen.

Nachdem das Lied verhallt ist, tritt der Kardinal-Kammerherr auf den neuen Papst zu und steckt ihm den Fischerring an den Finger. Dazwischen fallen diverse Reden und Gebete.

Indessen haben sich die Handwerksleute bereits darangemacht, die Mauer zu durchbrechen, welche den Zutritt zu der äusseren Loggia des Palastes bei Lebzeiten des Papstes versperrt. Da tritt denn der erste Kardinal-Diakon hinaus, ein grosses Kreuz schwingend, begleitet vom zweiten Kardinal-Diakon, welcher dem unten harrenden Volke, das schon Wind von dem Ereigniss hat, die grosse Neuigkeit in lateinischer Zunge verkündigt.

In der guten alten Zeit schrie dann das Publikum

ganz gewaltig vor Jubel, oder wo es sich aus irgend einem Grunde still verhielt, lärmten dann die kirchlichen Klaqueurs — und die Engelsburg krachte ihre hundert Schüsse darein und sämmtliche Glocken der Stadt und Umgegend huben an gar fröhlich zu bimmeln.

Der neue Papst wurde dann mit seinem Stuhle auf den Altar gehoben und zum Gegenstande einer zweiten Huldigung gemacht. Hierauf präsentirten sich die Kanoniker und trugen ihn in die Peterskirche. Da aller guten Dinge drei sind, so wurde ihm hier zum dritten Male gehuldigt oder, wie es im naiveren Italienisch heisst, er wurde zum dritten Male angebetet — *fu adorato per la terza volta.*

Endlich begriff der neue Papst, dass es für diesen Tag des Huldigens und Anbetens genug sei, und so stieg er denn vom Altar herab, segnete das Volk, sagte dem Kardinals-Kollegium Adieu und ging zu Fuss in den päpstlichen Palast. Erst die feierliche Krönung brachte neue Huldigungen und Aufzüge und Spektakelstücke ohne Ende. — —

Dass die Kenntniss dieser Dinge zur ewigen Seligkeit nothwendig sei, will ich nicht behaupten; doch will ich nächstens zu grösserer Sicherheit einen Gottesgelehrten darüber ausforschen. Indessen werde ich mir im nächsten Briefe die Schilderung einiger besonders interessanten und auch für Ketzer belehrsamen Konklave erlauben.

Die Indifferenz der Zeit ist gross. So erbauen wir denn uns selbst, wenn sich die Andern nicht erbauen lassen.





8. Die Konklave der guten alten Zeit.

ROM, 14. Oktober 1877.

Gregor der Zehnte hat sich, wie wir bereits gesehen haben, in seinen Konstitutionen der besseren Einrichtung der Konklave ernsthaft angenommen. Er suchte strenge Regeln ausfindig und für die Kardinäle rechtsverbindlich zu machen, um das Hinausziehen der Papstwahl und das schamlose Spiel fremder Einflüsse im Konklave zu verhindern.

Der strenge Mann verbot daher den Wählern, in ihrer Klause jegliche Bequemlichkeit und jegliches Wohlleben. Er verordnete, dass kein Kardinal mehr als einen einzigen Diener in's Konklave mitnehmen dürfe. Nach seiner Vorschrift sollte der Verschluss faktisch und nicht blos — symbolisch geübt und nach geschehener Einmauerung auch der schriftliche Verkehr mit der Aussenwelt durchaus unterlassen werden. Er drang auf strikte Isolirung der Kardinäle während der Essens- und Schlafenszeit und verbot, dass sich die Herren mit ihren Leckerbissen und Ausstichweinen

gegenseitig regalirten. Ja, er ging so weit, vorzuschreiben, dass, wenn binnen drei Tagen der neue Papst nicht ernannt wird, jedem Wähler hinfort nur eine einzige Schüssel täglich gereicht werden darf. Das Konklave sollte ausgehungert werden, falls es nicht rasch Vernunft annehmen wollte!

Der sechste Klemens aber hatte ein Einsehen und milderte die strengen Ordonanzen des zehnten Gregor, er gestattete jedem Kardinal zwei Diener und ausserdem noch den Luxus von — Bettvorhängen. Man kann gegen Kardinäle nicht humaner sein.

Allein gib dem Kardinal den Finger und er greift nach der ganzen Hand. Ueberdies behalten meist die Lebenden Recht, und die Päpste pflegen todt zu sein, wenn die Kardinäle ihre Konklave halten, kein Wunder also, wenn die Purpurträger sich die schöne Zeit des Interregnums nach ihrer Weise gestalten und sich den Kukuk um die pedantischen Wahlmarotten der todten Päpste kümmern. Sehr wohl, die Kardinäle sind die Kreaturen des Papstes; aber ist dieser nicht hinwiederum das Geschöpf ihrer Hand? Die Rechnungen gleichen sich aus.

In den Berichten, welche der Gesandte Venedigs, Luigi Mocenigo, bei seiner Rückkehr von Rom 1560 dem Senate machte, steht zu lesen, dass sich die Kardinäle während des Konklaves nicht blos zwei und drei, sondern bis fünf und sechs dienstbare Geister gehalten; dass sie sich im Essen und Trinken nicht die geringste Beschränkung auferlegt, sondern obendrein die lustigsten Bankette improvisirt haben. Mehr noch! Die Löcher, die man heute verstopfte, wurden morgen wieder aufgerissen und unter den Augen der verständnissvoll

lächelnden Wächter wurde der regste Verkehr mit der profanen Welt, mit Gesandten und Gesandtinnen gepflegt.

Luigi Mocenigo plaudert überhaupt in seinen Berichten, die zur Stunde noch in den Archiven Venedigs nachgelesen werden können (siehe besonders die *„Relazioni degli Oratori Veneti“* in der *Collezione Alberi!*) die kuriosesten Dinge über das Konklave aus.

Zunächst stellt er fest, dass das Konklave ausschliesslich von den persönlichen Interessen der Kardinäle geleitet wird — indirekt also von jenen Fürsten, deren Gunst im weitesten Sinne des Wortes den bepurpurten Eminenzen etwas gilt. Niemals, betheuert Mocenigo, hört man sagen: dieser oder jener wird zum Papst gemacht, denn er ist ein verständiger, religiöser, guter Mann; sondern sehr oft: dieser oder jener kann nicht zum Papst genommen werden, denn er ist in religiösen Dingen zu skrupulös, in seinem Wandel zu streng und gewissenhaft, oder er ist diesem oder jenem Fürsten oder Kardinal von Einfluss persönlich unangenehm.

Endlich berichtet er, dass man beim letzten Konklave Eilboten über Eilboten an die Könige von Frankreich und Spanien absandte, ja dass man die Ernennung des neuen Papstes über sechs Wochen suspendirte, weil man erst die Rückkunft des Kourirs mit den entscheidenden Antworten abwarten wollte. Der heilige Geist wurde in der Zwischenzeit natürlich anderweitig beschäftigt. —

Zu den ergötzlichsten Konklaven gehörte gerade jenes, aus welchem nach jahrelangen Umtrieben der zehnte Gregor hervorging.

Sein Vorgänger, Klemens der Vierte, war am 29. November 1268 in Viterbo dem Tode verfallen.

Da versammelten sich in derselben Stadt die Kardinäle, fünfzehn an der Zahl, um einen Nachfolger zu ernennen. Zur Verständigung über den zu Erwählenden zu gelangen, schien aber ein Werk der Unmöglichkeit, so gross war die Konfusion in den Wünschen und Bestrebungen der Wähler. Karl von Anjou, der durch die Ermordung Konradins von der Geschichte gebrandmarkte König von Sicilien, ging persönlich nach Viterbo, um der Zwietracht der Kardinäle durch seine Vermittlung ein Ziel zu setzen, musste aber unverrichteter Sache wieder abziehen.

Den zwieträchtigen Eminenzen schien endlich selbst die Geduld auszugehen und sie waren nahe daran, sich gegenseitig zu verabschieden, ohne den neuen Papst fertig gebracht zu haben. Man denke, was für Herzeleid der Welt daraus erwachsen wäre, wenn die Kardinäle diesen äussersten Schritt gethan und auf die Wahl eines göttlichen Stadthalters überhaupt verzichtet hätten!

Allein das fromme Volk von Viterbo wollte *à tout prix* seinen Papst haben. Da legte es Hand an und half Kirchengeschichte machen: es sperrte die fünfzehn Kardinäle in den bischöflichen Palast mit dem ausgesprochenen Willen, sie erst dann wieder freizulassen, wenn sie die Papstwahl glücklich zu Stande gebracht. Und die also sprachen und handelten, lagerten sich selbst als unerbittliche und unbestechliche Wächter vor die Pforten des Konklaves.

Monat auf Monat verrann, aber die Wahl kam trotz aller Zwangsmassregeln zu keinem Ergebniss. Nach zwei Jahren resultatlosen Einsperrens rief der Kardinal von Porto aus: Nie wird der heilige Geist zu

uns herabsteigen, so lange wir das Dach über den Köpfen haben!

Ranieri Gatti, der Bürgermeister der Stadt und oberster Kerkermeister der Kardinäle, begriff das Wort. Er liess das Dach abdecken und die Decke von dem Saale nehmen, worin die Wähler kampirten. So waren sie nunmehr allen Unbilden der Witterung preisgegeben! doch vermochte weder Sonnenschein noch Regen den starren Kardinalssinn gefügiger zu machen.

Nunmehr griff Ranieri Gatti zum äussersten Mittel: er verbot, dass man den Kardinälen Speise und Trank reiche. Das wirkte. Der Magen erwies sich mächtiger als alle Einflüsse des heiligen Geistes, der Hitze und Kälte zusammengenommen. Am 1. September 1271 war der ersehnte Papst fertig — ein wahres Produkt der Nothzucht. Das Konklave hatte zwei Jahre und zehn Monate gedauert!

Der Erwählte war Tebaldo dei Visconte von Piacenza, kein Kardinal, kein Bischof, sondern nur ein Archidiakon, der zur selben Zeit im Morgenlande mit den Kreuzfahrern gegen die Heiden abenteuerte. Warum die Wahl gerade auf ihn fiel? Darauf lässt sich heute keine erschöpfende Antwort mehr geben. Es genüge die Andeutung, dass bei Papstwahlen gar oft der Fall schon eintrat, dass nach langen und heissen Kämpfen der Preis einem unbekannten, bedeutungslosen Mann zufiel, einem Manne, der gerade durch seine bisherige Nullität die Möglichkeit zu einem Akkord für die sich befehdenden Parteien bot, weil das obskure Individuum vor dem Neide der einen und der Abneigung der andern gleichermassen gesichert ist.

Sollten wir ein Beispiel aus der neueren Papst-

geschichte citiren, so würden wir an das Konklave nach dem Tode des sechszehnten Gregor und die Erwählung Mastai-Ferretti's erinnern . . .

Aus Mastai-Ferretti ward Pio Nono und aus Tebaldo dei Visconti Gregor der Zehnte.

Nach Gregors Tod, der bereits im Jahre 1276 am 10. Januar in Arezzo erfolgte, war die Wahl des Nachfolgers im Handumdrehen im Reinen. Am 20. Januar trat das Konklave zusammen und am folgenden Tage wurde bereits der neue Papst, Innocenz V., proklamirt. Diese Geschwindigkeit war weder Hexerei noch Wunder. Hinter den Wählern stunden die nagelneuen Beschlüsse des Concils von Lyon — und neue Besen kehren gut, versichert ein Sprüchwort. Die Concilsbeschlüsse sprachen aber zu den Kardinälen also: Wenn Ihr innerhalb dreimal vierundzwanzig Stunden die Wahl nicht getroffen habt, werdet Ihr täglich auf eine Schüssel reducirt; säumt Ihr aber bis nach Verfluss des fünften Tages, so werdet Ihr auf Brodt und Wasser gesetzt — wir wollen Euch schon Mores lehren!

Auch Innocenz der Fünfte sollte nicht lange regieren. Schon am 22. Juni desselbigen Jahres, also fünf Monate nach seiner Erwählung, nahm ihm der Tod die Tiara vom Haupt und des Himmelreichs Schlüssel aus der Hand. Die Kardinäle sputeten sich und bereits am 20. Tage nach dem Hinscheiden des Innocenz konnten sie der Welt mit einem neuen Papste in der Person des fünften Hadrian aufwarten.

Das Papstthum war aber dazumal ein höchst lebensgefährliches Metier sozusagen. Der fünfte Hadrian war am 18. August schon ein todter Mann.

Die vielgeplagten Herren Kardinäle mussten also in demselben Jahre das dritte Konklave riskiren!

Da Hadrian — ein Genuese, Ottobuono del Fiesco, anrüchig seines Geizes wegen und deshalb von Dante in's Fegfeuer versetzt — gleichfalls in Viterbo starb und mit den Viterbesen in Wahlsachen nicht zu spassen war, so vereinigten sich die Stimmen der Kardinäle bald auf dem gelehrten Haupte des Tusculaner Bischofs Pietro di Giuliano, eines geborenen Portugiesen. Er trat die Statthalterei Gottes in Rom unter dem Namen Johann an und war seiner Namensbrüder der Einundzwanzigste. Zu seinen Amtshandlungen gehörte die Abfassung der das Konklave seither regelnden Konstitutionen. Rom gefiel ihm nicht sonderlich. Er verlegte das Centrum der Christenheit in das kleine Viterbo, wo er sich neben dem Rathhaus einen prächtigen Palast erbauen liess. Aber siehe da den Finger Gottes! Die Decke seiner Prunkwohnung stürzte ein und richtete ihn so übel zu, dass er wenige Tage nach dem Unfall seinen Geist aufgab. Es war am 16. Mai 1277. Die Gläubigen, welche den himmlischen Mächten stets in die Karten blicken, behaupteten, der Teufel habe seine Seele geholt, denn Johann sei ein verkappter Ketzer gewesen.

Ein zeitgenössischer Chronist aber, ein kurzangebundener Schreiber von Forli, drückte das seltsame Fatum, das in sechszehn Monaten vier Päpste in's Grab stiess, in dem derben, lakonischen Satze aus: „Gestorben vier Päpste, zwei durch göttliche Rache, zwei an Gift.“

Sechs Monate lang blieb nun der apostolische Stuhl unbesetzt. Endlich griffen die Viterbesen im vollen Bewusstsein ihrer kirchengeschichtlichen Mission und

Verantwortlichkeit zu dem schon erfolgreich erprobten Auskunftsmittel: sie sperrten die Kardinäle ein und entzogen ihnen Speise und Trank. Da ging nun die Wahl im Galopp; am 26. Dezember 1277 konnte ein Kardinal aus dem Hause Orsini unter dem Namen des dritten Nikolaus in Rom sich krönen lassen. Den braven Viterbesen fiel ein Stein vom Herzen.

Mit Nikolaus wird die Reihe jener Päpste eröffnet, welche die Statthalterei als eine Fundgrube weltlicher Vortheile für ihre Familien ausbeuteten und das römische Apostelamt durch Nepotismus in Verruf brachten. Durch die nepotistischen Päpste kam in dem unglücklichen Italien eine so schandbare Wirthschaft in Flor, dass man sich heute kaum mehr eine Vorstellung davon machen kann; man würde sie kaum glaubhaft finden, wären nicht unwiderlegliche historische Dokumente bis auf uns gekommen, die uns, nachdem die Schlösser von den Archiven in Turin, Parma, Florenz, Venedig Neapel u. s. w. gefallen, einen sichern Einblick in jene wüste Zeit gestatten.[1]

Selbstverständlich wurde die Natur der Konklave dadurch im Innersten betroffen. Die Stimmen wurden erpresst, erschachert, an den Meistbietenden verkauft,

---

1 Ich verweise hier ausser auf die *Histoire diplomatique des conclave* von Petruccelli della Gattina (4 Bände, Brüssel bei Lacroix) auf das zweite Oktoberheft 1877 der *Rivista Europea* (Florenz) S. 219—247, den Nepotismus Pauls VI. betreffend.

Die vatikanischen Archive werden wohl für immer ihr bestes Material vor den Blicken des Geschichtsschreibers verborgen halten. Eine Menge dunkler Punkte in der Geschichte der Päpste und speciell der Konklave harren noch der quellenmässigen Aufklärung. Auch die Kritik der bis jetzt erschlossenen Quellen ist noch zum grossen Theile zu machen. Rom kann noch ein Dutzend Gregoroviusse beschäftigen.

erschlichen — kurz auf jedem Wege gewonnen, nur nicht auf dem der Rechtschaffenheit. Das Kirchenoberhaupt ward ein Produkt der Korruption im verwegensten Sinne des Wortes. Einige wenigen Ausnahmen stellten natürlich die Verderbtheit des Kardinals-Kollegiums nur in ein desto grelleres Licht. —

Doch gehen wir noch einmal auf die „gute alte Zeit" zurück, um zu sehen, was für Gottesmänner die Kardinäle nach dem Ableben des dritten Nikolaus auf den päpstlichen Stuhl brachten.

Das Kardinals-Kollegium gerieth damals in die mächtigen Hände des Königs von Neapel, der sich einen Papst nach seinem französischen Herzen wünschte. Ihm entgegen waren die Kardinäle aus dem Hause Orsini. Der königliche Karl von Anjou machte aber wenig Federlesens mit ihnen; er nahm sie beim Kragen und legte sie hinter Schloss und Riegel, bis das eingeschüchterte oder bestochene Konklave seinen Willen erfüllt hatte.

Auf diesem ehrenvollen Wege wurde am 22. Februar 1281 ein Franzose zum Papste gemacht, Martin, seines Namens der Vierte. Martin war nur der vicegöttliche Leibdiener der Anjous und willigte in all' die ehrgeizigen Pläne der französischen Partei. Er hatte wenig Dank davon. Nach dem Tode Karls wurde er von dem Volke aus Orvieto, wo er sich aufhielt, mit Schimpf und Schande vertrieben. In Perugia, wohin er sich geflüchtet, starb er am 27. März 1285, nach nur zweitätigem Unwohlsein. Als Ursache seines Todes wird eine Riesenportion in weissem Weine gekochter Aale genannt, die sein Magen nicht zu verdauen vermochte.

Dante hat ihm in der *Divina Commedia* ein Plätzchen unter den Fressern im Purgatorium angewiesen, damit er sich durch Fasten von der Schwerenoth kurire! *Miserere, miserere!*

Nach ihm kam wieder ein Günstling des Hauses Anjou, wiewohl ein geborener Römer, in der Person des vierten Honorius an's Ruder des Schiffleins Petri. Das war ein gichtbrüchiger Alter, der weder gehen noch stehen noch die Hände rühren konnte; doch war sein Kopf noch hell, sein Wille fest. Am 12. April 1287 wurde er schon vom Tode ereilt.

Nun folgte ein langes, unglückliches Konklave. Sechs Kardinäle starben nach einander hinweg. Da erfasste die Andern die bleiche Angst; sie brachen die Klausur und liefen heim. Ein einziger Kardinal blieb zurück im Konklave, der Mönch Girolamo, um Zwiesprache zu halten mit dem heiligen Geiste. Als später seine bepurpurten Kollegen wieder zurückkamen, erhoben sie ihn seiner frommen Courage wegen zum Papst. Er nannte sich Nikolaus IV.

Was der dritte Nikolaus für die Orsini gethan hatte, das versuchte der vierte für die Colonna zu thun, obschon ihn kein Band der Verwandtschaft an diese Familie fesselte. Ganz Rom war erstaunt darüber und erging sich in satyrischen Anspielungen. Der Papst liess sich nicht irre machen. Er regierte zwar nur vier Jahre, wurde aber während dieser Zeit nicht müde, die Sippschaft der Colonna mit Reichthümern und Ehren zu überhäufen.

Nach seinem 1292 erfolgten Tode standen sich im Konklave zwei Parteien feindselig gegenüber: an der Spitze der einen die Orsini, an der Spitze der andern

die Colonna. Zwei Jahre verstrichen resultatlos. Mehrere Kardinäle starben an der schlechten Luft, andere wanderten in die Krankenstube. Das Volk wurde unruhig, und prügelte sich in den Strassen Roms für die eine oder die andere Partei. Beide waren gleich stark und gleich hartnäckig, so dass jede darauf verzichten musste, ihren eigenen Kandidaten durchzubringen, wenn man endlich einen Papst ernennen wollte. Endlich verständigte man sich über eine neutrale, einflusslose Persönlichkeit, die den meisten Wählern vorher kaum dem Namen nach bekannt war, schlug ihr den pontifikalen Mantel um die Schultern und setzte ihr die Krone auf — und zwar gegen ihren Willen. Es war nämlich ein alter, armer Benediktiner-Mönch, der hoch auf dem Berg Morone in den Abruzzen als Einsiedler hauste. Als das Konklave einen Erzbischof und zwei Bischöfe abschickte, um ihm seine Erwählung zum Papste melden zu lassen, da lief er davon, um sich durch die Flucht der unbequemen Ehre zu entziehen. Aber das Volk, das von allen Seiten herbeiströmte, um den armen Schlucker zu sehen, der von den Kardinälen zum höchsten Kirchenfürsten ernannt worden war, verlegte ihm den Weg und lieferte ihn dem Konklave aus. So wurde der Mönch Pietro zum Papste emporgeschraubt. Er nannte sich Cölestin V.

König Karl II. von Neapel war entzückt, einen so simplen Menschen und Unterthanen zum Papste zu haben. Er lief mit seinem Sohne herzu, um das Eselein am Zaume zu führen, auf welchem die neue Heiligkeit ihren Einzug in Aquila hielt. Er beherrschte natürlich den armen Cölestin vom ersten Augenblick an, schleppte ihn mit sich nach Neapel und liess ihn dort gleich ein

ganzes Dutzend vom neapolitanischen Hof ernannter Kardinäle bestätigen.

Der Kardinal Benedikt Gaetani von Anagni, der längst nach der päpstlichen Würde lüstern war, verfügte sich gleichfalls nach Neapel, um die Unerfahrenheit und — Dummheit des alten Cölestin für sich auszubeuten. Er schmeichelte sich bei den Anjous ein, von deren Wohlgefallen nach dem jüngsten Kardinalsschub die Majorität im heiligen Kollegium abhängig war.

Bald hatte er die übrigen Kardinäle dahin gebracht, die Wahl Cölestins als einen Missgriff zu betrachten, der durch irgend ein Mittel ohne Aufschub wieder gut gemacht werden müsse. Der einfältige Cölestin fing an zu begreifen, dass er als Papst eine Rolle spiele, die weder mit der persönlichen noch mit der kirchlichen Würde vereinbar ist. Es wurde ihm angst und bange bei der göttlichen Statthalterei.

Da, es war schauerlich, mitten in der nächtlichen Stille, als sein gequältes Haupt Erholung und Stärkung im Schlafe suchte, ertönte eine Posaune und eine mächtige Stimme ruft: Cölestin, verzichte, das Papstthum ist nicht für dich!

Wer wollte leugnen, dass es die Stimme des Himmels und ein Engel des Allerhöchsten der Posaunist gewesen?

Und am nächsten Morgen überreichte Cölestin seine Abdankung. Er that es in der Form, die ihm der Kardinal Benedikt aufzuschreiben die Güte hatte, derselbe zuvorkommende Kardinal, der sich auch die Mühe genommen, den — himmlischen Posaunenbläser zu instruiren und zu honoriren.

Sofort vereinigten sich die Kardinäle zu einem fröhlichen Konklave. Durch die nachdrucksvolle Empfehlung von Seiten des Königs, durch die Erleuchtung von Seiten des heiligen Geistes und durch den Willen der eben erwähnten zwölf Kardinäle erhob sich aus der Wahlurne Kardinal Benedikt Gaetani als Nachfolger des abgedankten Cölestin!

So entstand am 23. Dezember 1294 Bonifazius der Achte.

Der neue Papst versäumte nicht, seinen Vorgänger mit nach Rom zu führen und dort unter scharfe Aufsicht zu stellen. Wenn der alte Mann geplaudert hätte und das Posaunenstückchen wäre ruchbar geworden! Aber er plauderte nicht, sondern brannte heimlich durch, um seinen Einsiedlerposten hoch oben im Gebirge wieder zu gewinnen.

Hätte er's nicht gethan! Bonifaz schöpfte Verdacht, liess den Flüchtling ergreifen und in's Gefängniss werfen. Nach einjähriger Haft war er todt. Kein klerikaler Schriftsteller vermochte bis jetzt den Verdacht zu beseitigen, Bonifaz habe den beklagenswerthen Cölestin ermorden lassen. Im Gedächtniss des Volks lebt sogar die Todesart des Gemordeten noch fort. Man hat ihm während des Schlafes einen Nagel in die Schläfe getrieben, heisst es.

Dante konnte dem unglückseligen Cölestin den feigen Akt der Abdankung nicht verzeihen. Er wies darum dem Schatten des Expapstes ein elendes Plätzchen am Rand der Höllenschmiede an —

Guardai e vidi l'ombra di colui
Che fece per viltate il gran rifiuto.

Der krasse Mystiker, der Dichterfürst des katho-

lischen Mittelalters, konnte unter Umständen fürchterlich grausam sein.

Die Geschichte des achten Bonifaz ist hinlänglich bekannt. Mit ihm war das Papstthum der „guten alten Zeit“ auf der Höhe seiner Prätensionen angelangt; der erste von den drei Cyklen, den es bis Pio Nono durchlaufen, war abgeschlossen; der zweite Cyklus, der die gewaltigen Kämpfe zwischen Imperium und Theokratie umfasst, hob an. Bonifaz eröffnete ihn, indem er der päpstlichen Mitra den zweiten Kronreif aufsetzte (der dritte kam bekanntlich durch den sechsten Urban hinzu) und den Prätendenten des Imperiums zuschrie:

„Il cesare son io; io l'imperatore!“

Der Cäsar bin ich; ich der Kaiser! Und er ergriff ein Schwert, schwang es um sein Haupt und stampfte wüthend mit dem Fusse dazu ....

Im Jahre 1300 führte er die Jubiläen ein. Als die gläubigen Völker vom Aufgang bis zum Niedergang, von Nord und Süd auf seinen Ruf nach Rom pilgerten, da erschien er, der gewaltige Bonifaz, mit dem Kaisermantel um die Schultern und vor ihm her schritten die Herolde, die Symbole seiner Macht in Händen tragend, eine Weltkugel, ein Scepter und zwei Schwerter .....

Sechsundachtzig Jahre zählte er, als er angethan mit dem päpstlichen Prachtgewand; wie ein Gott auf seinem Throne sitzend, von Sciarra Colonna geohrfeigt wurde. Die ohnmächtige Wuth erstickte sein Bewusstsein. Er floh wie — ich will das Wort nicht aussprechen — er floh in das Haus der Orsini. Eines Morgens fand man ihn kalt und starr im Bette. Seine Hände umkrampften noch einen angenagten und mit Schaum-

bedeckten Stock. Es ist kein Zweifel, dass er in einem Wuthanfall mit dem Kopfe gegen die Mauer gerannt....

Man schrieb damals den 11. Oktober 1303, nach christlichem Sprachgebrauch ein „Jahr des Heils" so gut wie irgend eins.

Das römische Volk fasste die Existenz des achten Bonifaz in das historische Wort zusammen:

„Er kam zur Tiara wie ein Fuchs, herrschte wie ein Löwe und starb wie ein Hund."

Damit ist Alles gesagt. Amen.

Im Frühjahr 1877 zog ein Bild in der nationalen Kunstausstellung zu Neapel ganz besonders die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. In unheimlich dämmeriger Beleuchtung brachen mattgoldene, grünliche und bläuliche Lichter aus der Leinwand hervor, wenn man aus der Ferne auf das Bild zuschritt. In dem Masse wie man sich näherte, gewann das Figürliche eine entsetzliche Bestimmtheit. Ein goldener Stuhl, eine goldige dreifache Krone, ein goldenes Kruzifix, ein fahles, faltiges, eine unsagbare Wuth innerlich verbeissendes Antlitz, ein an Gott und Welt verzweifelndes, selbstmörderische Rache brütendes Auge, schlaff herabhängend der eine Arm, der andere das Haupt stützend; o, man brauchte nicht erst im Katalog den Namen Bonifaz zu lesen — so krümmt sich in seinem Sessel nur der geohrfeigte Papst......

Es war ein Kniestück in natürlicher Grösse von erschütternder Wirkung.

In Bezug auf die Wirkung, wenn auch nicht auf historische Treue, weiss ich einen literarischen Pendant hiezu. Ich meine das Schauergemälde, das uns Mario Rapisardi in seinem berechtigten Dichtwerk „Lucifero"

von den letzten Stunden Pio Nono's entwirft (Canto XIII.) In weniger als einem Monat hat dieses Poem zwei Auflagen erlebt. Der Erzbischof von Catania liess es im März 1877 in seiner Kirche vor versammelter Gemeinde verbrennen. Das ist kein Unglück für den Dichter. Ein Unglück für ihn wäre es, wenn sein „Lucifero" z. B. vom Professor Julius Schanz in's Deutsche, wollte sagen: in's Barbarische, übersetzt würde. Die Frommen würden freilich darin Gottes Finger sehen und sagen, Rapisardi habe es durch seine pietätslose Behandlung des sterbenden Pio Nono reichlich verdient.

Mit der Sterbestunde eines Menschen, und wäre er auch nur ein unfehlbarer Papst, sollte allerdings niemand, der die Elemente der Humanität begriffen, sich ein so grausames, wenn auch noch so geniales Spiel der Phantasie erlauben, so lange das arme Opfer noch unter den Lebendigen weilt.

Um wie viel edler empfand z. B. der Engländer Shelley im Vergleich zu seinem italienischen Unglaubensgenossen und Bruder in Apollo Mario Rapisardi!

Seinen Prometheus hat er gegen den Peiniger Zeus in einem der qualvollsten Augenblicke einen fürchterlichen Fluch ausstossen lassen — aber bald bereut er ihn wieder und seinen Lippen entquellen die erhabenen Worte:

„Zu leiden wünsch' ich keinem Ding, das lebt."

Und als die Furien mit rohem, wüsten Hohngelächter die Marter seines Leibes verschärfen, da antwortet ihnen der göttergleiche Prometheus:

„Ich will nicht wägen, was ihr Böses thut,
„Nur was ihr l e i d e t, da ihr böse seid.

Mag man noch so streng mit dem Papstthum in's

Gericht gehen, mit dem kranken sechsundachtzigjährigen Papstgreis Pio Nono kann man sich weit menschenwürdiger mit diesen drei Versen Shelley's abfinden, als mit den dreihundert Versen, die Rapisardi voll hässlicher Schadenfreude auf die letzten Stunden Pio Nono's pfeift.

Ich sehe eine Frage auf dem Antlitze meines Lesers aufblitzen.

Hier die Antwort — und ich schliesse rasch den Brief. Der Teufel langweilt sich in der Hölle. Um dieses unangenehme Gefühl abzuschütteln, begibt er sich auf die Erde, wo er von Stadt zu Stadt zieht, um sich das Treiben der Menschen anzuschaun und gelegentlich selbst herzhaft einzugreifen. Der „Lucifero" Rapisardi's ist ein hochwichtiges Dokument zur Ergründung der geistigen Stimmung im heutigen Italien, ein Beitrag zu den Prozessakten des Papstthums. Der Dichter — und Rapisardi ist fürwahr ein solcher — rühmt sich zu bringen

A l'uom salute e morte a Dio —
Dem Menschen Heil und Tod dem Gotte.

Das Gedicht ist Epopöe und Satyre zugleich. Es hebt mit dem Kampfe der Titanen an und reicht bis Sedan, von Sokrates bis auf Bismark.

Wer des Italienischen mächtig, lasse den „Lucifero" nicht ungelesen.







9. Vatikanisches Stillleben.

Der zweite Oktober ist ein hoher politischer Festtag für die italienische Hauptstadt.

Von der Engelsburg am Tiber, bis zum Königsschloss auf dem Quirinal, von der Piazza del Popolo bis zu den Palästen auf der kapitolinischen Höhe prangt ganz Rom im nationalen Fahnenschmuck. Nur die Behausungen der Klerokratie schauen düster d'rein und verachten die heiteren Farben der italienischen Trikolore.

Wer wollte ihnen die sauertöpfische Miene verdenken? Bezeichnet doch der zweite Oktobertag die schwerste Niederlage, die die weltliche Papstherrlichkeit je in der Geschichte erlebt, einen Schlag, der den Vatikan in seinen Grundfesten erschüttert hat.

Der zweite Oktober ist der Jahrestag des Plebiscits, mit welchem 1870 das römische Volk dem Papstkönigthum feierlich den Abschied ertheilt hat — einen Abschied auf Nimmerwiederkehr.

Auf dem Kapitol stand die Urne zur Aufnahme der Stimmzettel. Als nach Sonnenuntergang der Wille des Volks numerisch festgestellt ward, ergaben sich

über vierziegtausend Ja und — sechsundvierzieg Nein! Sechsundvierzieg wollten auch fürderhin im Papste ihren König verehren und nichts wissen, von dem grossen, einigen Italien — sechsundvierzieg!

Und die sich ihrer Willensäusserung enthielten und dem Plebiscit ferne blieben, waren Indifferentisten oder Pessimisten, aber sicher keine Papalini. Auch ihr Schweigen enthielt eine unzweideutige Verurtheilung der alten Staatswirthschaft, eine Verurtheilung der Politik der Vergangenheit. Das Neue liess sie zwar kalt, aber das Alte war ihnen zuwider geworden. Armer Papstkönig!

Am 20. September zogen die Italiener durch die Bresche der Porta Pia in Rom ein und forderten das Papstkönigthum vor die Schranken; am 2. Oktober fällte das Volksgericht seinen Spruch — und zerbrach den kirchlichen Herrscherstab. Volkesstimme, Gottesstimme.

Mit dem Untergang der Sonne des 2. Oktober war auch der Kirchenstaat in das Reich der Schatten hinabgestiegen. Es war aus mit ihm! Da half kein Fluchen, half kein Beten.

In der Frühe des 2. Oktobers schritt ich hinüber in den Vatikan. Die Sonne streute ihr glänzendstes Gold über den Tiberstrand und die frische Morgenluft spielte mit den Fahnen. In festlichem Azur prangte der Himmel — nur die klerikalen Gesichter und Journale erschienen heute mit einem Trauerrand. Wer kümmert sich darum?

Der Vatikan selbst erschien mir diesmal wie ein riesiges Journal, wie ein Weltblatt aus Marmor. Jeden Tag erscheints auf's Neue, ohne dass ein Redakteur, ein Setzer nur den Finger zu rühren brauchte. Alles

bringt es, dieses Riesenmarmorblatt: Leitartikel und Feuilleton, den Stadtklatsch und die Koursberichte, Humoristisches und Wissenschaftliches, grosse Gedanken und kleinliches Gezänke, die Charade und das Epigramm. Obendrein hat es noch Illustrationen, und was für Illustrationen!

Praxiteles und Pheidias, Raphael und Michelangelo haben ihr Bestes an diese Illustrationen gesetzt. Und das Rad der Zeit mag rollen, die Ereignisse mögen in wirbelndem Tanze sich folgen: diese Bilder sind stets auf dem Laufenden, ihre Erklärung ist allzeit zutreffend.

Ich nenne Eins nur, das in Einem Tagewerk aller Zeiten Zeit und alle Tage der Weltgeschichte zusammenfasst: das jüngste Gericht in der Sixtinischen Kapelle. Wer es recht betrachtet, der findet darin alle Tugenden und alle Laster, alle Triumphe und alle Niederlagen, allen Zwiespalt und die letzte Einheit der Weltgeschichte wieder. Wer scharfen Blicks, der findet auch den Strich, mit dem der grosse Meister den heutigen Tag, den 2. Oktober illustrirte vor vierhundert Jahren schon.

Und dann die „Schule von Athen," die „Disputa," wie hat hier Raphael voll klassischen Ernstes und genialer Feinheit das — unfehlbare Lehramt illustrirt!

Nur Einem sind alle diese Zeichen stumm, nur Einer hat in diesem grandiosen Marmorblatt des Lesens sich nie beflissen, und las er doch zuweilen, so gab's ihm verkehrten Sinn. Ja, er schrieb selbst hinein voll Würde und Salbung und Selbstvergötterung. Er glaubte fest, seine Handschrift sei Apostelwerk und Offenbarung — und siehe, die Verständigen lasen, schauten,

schüttelten die Köpfe und bezeugten, Alles sei eitel Selbstbetrug, Selbstpasquill und Karikatur . . . .

Ich meine die drei Säle, deren Wände Pio Nono mit der Darstellung der Geschichte der dogmatisirten unbefleckten Empfängniss, des Martyriums in China und des Sacré-Coeur-Fetischdienstes bemalen liess. Im Mittelpunkte steht er selbst, angethan mit dem theatralisch pomphaften Papstornat. Staffage und Umrahmung bilden das himmlische und römische Hofgesinde, Diplomaten, Theologen, Engel, Kardinäle, Jesus und Maria, Schweizer, die Religion als klösterlich schmuckes Frauenzimmer u. s. w. Es ist eine Apotheose mit den Knalleffekten eines Schlusstableaus der grossen Oper. Kostbar sind die Theologenköpfe. Man kann auch bei uns Daheim Seltsames schauen, wenn man z. B. die Gesichter prüft, die auf den Patriotenbänken der baierischen Kammer oder im Centrum des Reichstags sich der öffentlichen Betrachtung preisgeben. Allein in der Vollständigkeit der klerikalen Typen stehen diese Bilder des Vatikans unerreicht da. Unglaublich, was Profession und Konfession aus einem Menschenantlitz zu machen vermögen.

Von den Sacré-Coeur-Bildern bleibt mir eins unvergessen. Eine jugendliche Nonne, von der Natur mit dem reizendsten Oval des Gesichts, dem lieblichsten Mund und den wunderseligsten Augen begnadet, kniet mit leicht zurückgeneigtem Haupte und gefalteten, blendend weissen Händen am Betschemel. Wie ein verzehrend Feuer bricht es aus ihrem ganzen Wesen hervor. Das ist die Liebessehnsucht nach ihrem Bräutigam, dem himmlischen. Siehe, da öffnet sich leise die Pforte und hereintritt, von lichter Glorie

umflossen und in ein zartes, duftiges Linnengewand gekleidet, ein gar holdseliger, blondgelockter Mann — und präsentirt dem armen Kinde sein rothes, flammendes Herz, das er vorsichtig aus den Falten seines Kleides gezogen. Je länger ich das Bild betrachtet, desto unabweisbarer drängte sich mir der Gedanke an jenes jugendschöne, vornehme englische Fräulein auf, das den Kardinal Antonelli mit einer natürlichen Tochter beschenkte. Ja, es wollte mich bedünken, als hätte die Nonne eine zarte Aehnlichkeit mit dieser Kardinalstochter, der Contessa Laura, selbst. Das Bild ist älter, als diese. Aber ich denke mir, dass die Engländerin, als sie sich schon vom Kardinal gesegnet fühlte, oft in Gedanken in diesem Saal verweilte und von der Betrachtung der Nonne einen tiefen Eindruck mit fortnahm. —

An der Schwelle des Vatikans steht die Schweizergarde mit dem Chassepot im Arm.

Ein italienischer Freund bemerkte, dass sei wohl das lebendige Bilderräthsel in diesem riesigen Marmorblatt.

— Und die Auflösung? fragte ich.

— Die uniformirten Pfähle im Weinberg des Herrn, lautete die rasche Antwort.

Ich trat ein, zeigte den üblichen Permesso vor und schritt die königliche Treppe hinauf. Todtenstille in den hohen, weiten Hallen. Von den weissen Decken und Gesimsen herab blicken aufgeblasene Engel mit glotzenden Marmoraugen. Bedrohen sie den Ketzer? Hätten sie etwa Lust, diese kurznackigen, hypertrophischen Bürschchen, die Wappenschilder und Festons, die sie in ihren dicken Händen halten, herabzuschleudern auf den ungläubigen Germanenschädel?

Ein päpstlicher Gensdarme begegnete mir und wir begrüssten uns höflich. Er sah fürchterlich gelangweilt aus. Der byzantinische Hofdienst eines gefangenen Papstgreises ist von erdrückender Monotonie. Während der Jubelsaison war's etwas besser. Die ging vorüber, und nun hat sich der Vatikan für das uniformirte Gesinde wiederum in ein Asyl für Beschäftigungslose zurückverwandelt. Um den armen Gensdarmen ein wenig zu zerstreuen, stellte ich mich aus christlicher Barmherzigkeit ganz fremd und bat ihn, mich durch das Labyrinth von Gängen und Treppen zu geleiten. Der Mann dankte mir mit einem warmen Blick.

Der Heiligkeit konnte natürlich meine Morgenvisite nicht gelten. Wir stehen nicht auf so intimem Fuss.

Ich fand was ich suchte, ein ungestörtes Plauderstündchen mit einem alten Bekannten, der seit langen Jahren schon in den Gallerien seines wenig anstrengenden Amtes waltet. Der brave Mann hatte mir selbstverständlich keine wichtigen Hofgeheimnisse zu vertrauen, aber seine Mittheilungen aus dem Stillleben des Vatikans waren interessant genug, um in die nachfolgende Darstellung mitverwoben zu werden.

Aber ist der Ausdruck Stillleben gerechtfertigt in einem Palaste, unter dessen Dach der Generalstab der klerikalen Weltarmee sein Hauptquartier aufgeschlagen, wo die Fäden der katholischen Bewegung ein- und auslaufen nach allen Richtungen der Windrose? Ein Stillleben in der Epoche der Pilgerei? des bevorstehenden Konklaves?

Streiten wir nicht um Worte. Der Ausdruck Stillleben hat so viel oder so wenig Berechtigung, wie die vatikanische Gefangenschaft, und der Erhabene

Gefangene schwebte mir zunächst vor, als ich jene Bezeichnung wählte. Von ihm will ich hier handeln.

Wenn wir hier in das Allerheiligste seiner Heiligkeit eindringen, so begehen wir damit keine Indiskretion, die ohne Beispiel dastände in der Geschichte der Statthalterei Gottes auf Erden. Waren es doch die Priester zuerst, die eben so verlogen wie geschmacklos das Märchen von dem faulen Stroh, auf dem der Papst schlafe, dem Publikum der Kanzel und des Beichtstuhls aufbanden! War es doch der Bischof von Turin, der seinen Gläubigen jüngst erst eine Beschreibung, die an Schmutz und Lumpen und Mistduft alles überbot, was seither eine wahnwitzige klerikale Phantasie in diesem Stück erfinden konnte! Und dann, war es nicht seine päpstliche Heiligkeit selbst, die mit der ganzen wohlkonservirten Galanterie seiner Jugendjahre vor wenigen Monaten den Bitten einer hohen englischen Besucherin nachgab und lächelnd die Gardinen seines Schlafgemachs auseinanderzog, um der frommen Tochter Albions den augenscheinlichen Beweis zu liefern, dass er wahrlich nicht auf Stroh schlafe und dass seine Bettwäsche von fürstlicher Gediegenheit und seine Teppiche von orientalischer Pracht und Fülle seien? Ach, wie sich das hübsche Inselkind darob freute!

Und damit ist die Bettfrage erledigt. [1]

Pio Nono ist kein Langschläfer. Er stand in seinen guten Jahren um fünf Uhr auf und jetzt noch,

---

[1] Neugierige Leser und schöne Leserinnen verweise ich auf das bekannte Werk von François Wey über die vatikanischen Museen, worin man neben anderen Herrlichkeiten auch das Bett und Schlafgemach Pio Nono's abgebildet findet. Kann man die historiographischse Gewissenhaftigkeit weiter treiben?

von der Last des Alters darniedergedrückt, erhebt er sich gewöhnlich um sechs Uhr.

Um sieben Uhr hat Pio Nono seine Morgentoillette beendigt und überlässt sich bis acht Uhr dem stillen Gebet. Um diese Stunde findet feierliche Messe statt, welcher das gesammte vornehme Hofgesinde, Prälaten und Nobelgarden, mit anwohnen muss. Diese Messe vollzieht der Papst selbst; hierauf lässt er noch eine zweite von einem seiner Geheimkapläne lesen.

Um neun Uhr zieht sich der Papst in sein Privatgemach zurück, um sein Frühstück einzunehmen. Es wurde mir von kompetenten Personen versichert, dass dasselbe nur in einer einfachen Brodsuppe — *zuppa di pane* — bestehe. Allerdings habe ich diese Leute keinen Eid darauf ablegen lassen.

Nach dem Frühstück recitirt Pio Nono die kanonischen Horen und empfängt seinen Staatssekretär. Hierauf giebt er sich mit grossem Eifer den eingelaufenen Postsachen hin, die er täglich selbst liest. Gegen Mittag finden die Audienzen statt. Da der Andrang in den letzten Jahren von Seite der Fremden zu stark wurde, so führte der Papst zu seiner grösseren Bequemlichkeit Kollektivaudienzen ein. Diesen Massenversammlungen, zu welchen die zudringliche Neugier das grösste Kontingent stellt, zeigt sich Pio Nono stets nur in Begleitung von Kardinälen und anderem, den imponirenden Eindruck verstärkenden Hofvolk.

Ist die Audienz zu Aller Zufriedenheit abgewickelt, so verweilt seine Heiligkeit noch einige Zeit im Kreise seiner Höflinge in familiärer Unterhaltung.

Nachdem er auch sie entlassen, zieht er sich wieder in seine geheimen Gemächer zurück. Er liest einige

ritualgemässe Gebete und setzt sich um zwei Uhr zu Tisch, um seine Pranzo zu verspeisen. Dem Pranzo schliesst sich eine gedeihliche Siesta an. Ist seine Heiligkeit aufgelegt, so steigt sie sodann in die vatikanischen Gärten hinab. Zwei Geheimkammerdiener bilden die Begleitung.

Die vatikanischen Gärten sind nicht zu verwechseln mit jenem langweiligen, sonnverbrannten *Orto della Pigna*, den man von einem Seitenflügel des Museums ebenen Fusses betreten kann. Die eigentlichen *Giardini del Vaticano* liegen hinter dem Palastconglomerat und der Peterskirche versteckt. Sie sind ein Eden, wie es die üppigen Prokonsule Altroms schon zu schaffen verstanden und wie es die asketischen Mystiker des Mittelalters in ihren wollüstigen Träumen wieder gefunden. Sie sind ein Paradies, in welchem für die Nachfolger Petri und — Julius II. die Schlange, die sieghafte Zauberin, alle Wunder und Wonnen der Gottähnlichkeit spielen liess. Nichts Lockenderes, Verführerisches, Berauschenderes, als diese vatikanischen Gärten in ihrer raffinirt poetischen Einsamkeit, in ihren mysteriösen Hainen für Liebesgötter. Dass die Väter der Gläubigen nicht in diesen labyrinthisch verschlungenen Schattengängen lustwandelten, um ihr Brevier zu beten, verräth schon das berühmte *„Casino Galante"* des vierten Pius, — und die nackten Götterbilder, die in dem geheimnissvollen Grün ihre olympischen Schäkereien treiben, plaudern mehr aus, als für die Reputation der heiligen Kirchenoberhäupter gut ist . . . Und nun zurück zum Papstgreis Pio Nono!

Da ist nun freilich zu sagen, dass mit der seit dem 20. September 1870 eingeführten vatikanischen Ge-

fangenschaft Pio Nono sich eine unbequeme Beschränkung auferlegt hat. Er fand früher grosses Gefallen an einer längeren Spazierfahrt. Da sie aber mit der vatikanischen Gefangenschaftsrolle nicht gut vereinbar ist, so muss er auf eine Ausfahrt im Wagen verzichten. Seine Freunde haben ihm gerathen, sich in den ausgedehnten Gärten des Vatikans auch eine Fahrstrasse anlegen su lassen; allein Pio Nono will sich im echten Märtyrer-Eigensinn das Loos nicht erleichtern, das ihm — die gottlose Revolution bereitet hat.

Eine halbe Stunde vor Avemaria zieht er sich zum Gebet zurück, worauf sich die Audienzen der verschiedenen kirchlichen Kongregationen wiederholen. Punkt zehn Uhr setzt er sich zu Tisch, um seine Abendmahlzeit einzunehmen. Um elf Uhr geleitet ihn sein Geheimkammerdiener zu Bett. Das Tagewerk ist vollbracht. *Buona notte.*

So folgen sich im ermüdenden Gleichmass die Tage im Leben des vatikanischen Vicegottes seit sieben Jahren. Wenn das die höchste Höhe des Erdenlebens ist, so ist es wahrlich kein beneidenswerthes Theil, da oben eine unfehlbare Rolle spielen zu müssen. Aus puren Humanitätsrücksichten sollte man von einem Papstthum auf Lebensdauer absehen.

Eine Amtszeit von fünf oder zehn Jahren, mit Ausschluss der Wiederwahl, wäre eine hinlänglich schöne Bescheerung. Ein ausgedienter Papst könnte der Christenheit noch anderweitig nützen, wenn er das Zeug und den guten Willen dazu hat. Freilich, die einträglichen Jubiläen gingen dabei verloren. Als Aequivalent liessen sich aber grosse, weltbewegende Kirchenfeste an den Geburts-, Namens- und Krönungstagen des

Papstes einrichten, die sicher auch manch schöne Summe einbrächten.

Andererseits begreift man, wie leicht es für die jesuitische Kamarilla sein muss, bei diesem greisenhaften Stillleben des göttlichen Statthalters das Regiment der Kirche selbst in die Hand zu nehmen und das *Tel est notre plaisir* im grossen Stile durchzusetzen.

Todesahnungen beschleichen den alten Papst. Es wird täglich einsamer um ihn. Der Kardinal-Erzbischof von Neapel, Riario Sforza, den man in gewissen, besonders französichen Kreisen, schon als Nachfolger Pio Nono's muthmassen hörte, starb am 28. September. Die tödtliche Krankheit überfiel ihn, als er sich gerade zu einem Besuche des Papstes auf die römische Fahrt vorbereitete. Von den von Gregor XVI. kreirten Kardinälen leben jetzt nur noch vier. Wen wird die Sichel des Todes zunächst erfassen?

Pio Nono zählt volle fünfundachtzig Jahre. Sein robuster Körperbau, der ihn bislang mit so stolzem Selbstvertrauen erfüllte, wird brüchig und beginnt zu wanken. Die Beine schwellen an und eine alte offene Wunde heischt grosse Vorsicht. Wird die Natur gütig sein und ihm ein schnelles Ende bereiten oder wird sie ihn durch ein langes Krankenlager martern?

Reinmenschlich gefasst und des gesammten hierarchischen Plunders entkleidet, hat die Figur eines alten, bettlägerigen Papstes etwas unsäglich Melancholisches. Da liegt er verlassen in seinem kalten Marmorpalast — er, der sich in seinen guten Tagen brüstete, der Vater von Millionen Gläubigen zu sein und der so herrisch mit Fluch und Segen spielte; da liegt er schmerzlich zuckenden Leibes hilflos, er, der sich dereinst erkühnte,

der Erde und des Himmels Geheimnisse unfehlbar zu deuten: — kein Frauenherz, das allein das Mysterium des Schmerzes und der Liebe ergründet, strömt ihm Trost zu; kein Kindesmund küsst segnend seine im Todeskampfe bebenden Lippen; keine warme Freundeshand schliesst sein brechendes Auge. Wie arm, wie elend!

Hunderte von Telegrammen fliegen in sein Sterbegemach, aber es ist nicht die Liebe, die theilnahmsvoll sie sendet, es ist die kalkulirende Politik. Nicht an den sterbenden, an den werdenden Papst hängt sich das Interesse in tausend Gestalten.

Und die Dienerschaar und die hohen Würdenträger? O, ihr Sinnen und Gebahren ist unschwer zu errathen. Die vatikanische Hofgeschichte erzählt ja, wie sie's treiben, wenn der Papst im Sterben liegt . . .

„Alles rennet, rettet, flüchtet,"

Massimiliano d'Azeglio schreibt in seinen „Ricordi" gelegentlich der Schilderung des tristen Todes Gregor's XVI., des Vorgängers Pio Nono's:

„Wenn ein Papst im Sterben liegt und an sein Wiederaufkommen augenscheinlich nicht mehr gedacht werden kann, so reissen plötzlich alle Bande, welche bis dahin seine intimsten Vertrauten und Hausgenossen an ihn knüpften. Die Interessen entfesseln sich. Es ist keine Zeit zu verlieren, denn es handelt sich um Stunden, vielleicht um weniger, und es ist nothwendig, sie auszunützen. Demzufolge macht sich jeder daran, zu nehmen und auf die Seite zu bringen, was sein ist und oft auch das, was nicht sein ist: wichtige Papiere, Juwelen, Kostbarkeiten, Gewänder u. s. w. Es ist ein

allgemeines *sauve qui peut,* und in vielen Fällen stirbt der unglückliche alte Mann einsam und verlassen.“ [1]

Das Volk aber stürzt sich, sobald der Tod des Papstes bekannt geworden, in die unzähligen Lottobuden, um den Trauerfall in eine gewinnverheissende Nummer umzusetzen. Will es der Zufall, so kann mittelst des Lottospiels der todte Papst dem italienischen Staate theuer genug zu stehen kommen, und der Finanzminister mag der einzige Mann sein, der bei dem Ableben Pio Nono's einen — unersetzlichen Verlust, eine schmerzliche Lücke im Lottosäckel zu betrauern hat. — — — — —

Ich stund wieder auf dem säulenumkränzten Petersplatze. Noch einen flüchtigen Blick auf den vom Papste bewohnten Palastflügel über der Porta angelika, dann nahm ich in einem der Omnibusse Platz, die den Verkehr zwischen dem Vatikan und der Piazza di Venezia vermitteln. Einige Kleriker, Seelentröster zweifelhaften Schlags nach den abgelebten, sinnlichen Visagen zu schliessen, etliche Männer und Frauen aus Trasteevere, wohlthuende Kraftgestalten voll Naivetät und Feuer hatten den Wagen schon zur Hälfte gefüllt. Ich stieg ein. Knapp vor der Abfahrt drängte sich noch der landesübliche fliegende Buch- und Zeitungshändler heran, um uns seine Waaren aufzuschreien.

„*La contessa Laura Lambertini, figlia naturale del cardinale Antonelli, per quattro soldi!*“ (Die Gräfin Laura Lambertini, natürliche Tochter des Kardinals Antonelli, um vier Soldi!) schrie der Bursch aus vollem Halse und streckte ein illustrirtes Blatt in den Wagen.

---

[1] *I miei ricordi,* II, 221 *ff.*

Unter den Fenstern des Vatikans! In solchen Fällen mag freilich den Vatikanisten die Einbusse der weltlichen Macht doppelt schmerzlich sein. Die Insassen des Wagens blieben bei dem indiskreten Angebote kühl bis an's Herz hinan. Sie kannten ja den Antonelli, kennen sein Töchterlein Laura, jetzige Gräfin Lambertini, von Angesicht zu Angesicht und wissen vielleicht mehr, als in dem Blatte steht — und was sie noch nicht wissen, können sie nächstens bei den Schlussverhandlungen des famosen Erbschaftsprozesses mündlich erfahren und unentgeltlich obendrein. Ich aber erwarb mir das Blatt — ein Nachdruck der Leipziger Illustrirten — zum Andenken an meinen Besuch, den ich soeben auf dem Schauplatz der Antonelli'schen Thätigkeit gemacht.

Wie dieser Mann sich das Stillleben in der vatikanischen Junggesellenklause da drüben zu gestalten wagte, wird noch lange die römischen Zungen beschäftigen. Seine Gemächer lagen über denen Pio Nono's, so und so viele hundert Stufen hoch. Da kam eines schönen Tages (später waren es schöne Nächte) die üppige Tochter des Volks, Signorina Marconi, zu ihm in geschäftlichen Angelegenheiten ihres alten Vaters. Der allmächtige Staatssekretär drückte ihr während der Audienz mehrmals stark die Hand, indem er ihr französich sagte; „*Les belles mains que vous avez!*“ und andere tolle Sachen, die nicht im Katechismus stehen. In der nämlichen Angelegenheit musste die Marconi nochmals zum Antonelli hinüber. Bei dieser Audienz erlaubte sich der Kardinal Thätlichkeiten, die das Mädchen so erschreckten, dass es in Ohnmacht fiel. Als es wieder zu sich kam — es war zum Glück nicht auf den harten Steinboden, sondern auf einen weichen

Divan gefallen — erklärte der Kardinal mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt, dass das Anliegen des Herrn Vaters bestens erledigt werden soll u. s. w. Die junge Marconi gewöhnte sich so an das Wesen Antonelli's, dass sie sich gar nicht mehr vor ihm fürchtete, wohl er aber zuweilen vor ihr, besonders als jene wunderlichen Geschichten spielten, die die Grundlage des an skandalösen Enthüllungen so reichen Prozesses Lambertini contra Antonelli's Erben bilden.

Durch die Zeugenaussagen wird das vatikanische Stillleben unter Antonelli's Regiment in ein verzweifelt helles Licht gerückt.





10. Die letzten Piusse.

Pius will sagen der Fromme. Es ist ein schönes Selbstlob, das sich die Herren Kardinäle ausstellen, wenn sie bei der Stuhlbesteigung diesen wohlklingenden Namen gegen ihren früheren profanen vertauschen.

Woher überhaupt wohl diese Namensänderung der zur Papstwürde beförderten Kirchenmänner stammen mag?

Sie kam erst gegen Ausgang des zehnten Jahrhunderts in Aufnahme. Wenn ich nicht irre, war es der zehnte oder elfte Johann, der zuerst auf diesen Einfall gerieth. Einige spätere Päpste behielten zwar ihren bürgerlichen Namen bei, bald aber fixirte sich die Sitte und keiner liess mehr von der Umtaufung.

Da man kein allzujugendlicher Knabe mehr zu sein pflegt, wenn man zur Tiara gelangt, — nur einmal kam ein kaum zehnjähriges Kind und ein neunzehnjähriger Jüngling zu dieser unfehlbaren Auszeichnung — so hat die Wahl des neuen Namens sicher ein charak-

teristisches Moment für den geistigen Habitus des betreffenden Individuums.

Johann war früher sehr beliebt. Bis zum Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts kam er dreiundzwanzigmal vor. Dann liess man ihn fallen — und die Hausknechte hoben ihn auf. Seit dreihundert Jahren sass kein Johann mehr auf Petri Stuhl.

Nächst Johann war Gregor am meisten in Mode. Vom sechsten bis neunzehnten Säkulum haben nicht weniger als sechzehn Päpste an ihm Gefallen gefunden. Dann machten sich die Benedikte und die Klemente den Rang streitig. Von den „Gesegneten" wie von den „Wohlthätigen" weist die päpstliche Namenstafel je vierzehn auf. Der „Unschuldigen" sind es ein Dutzend und einer, der „Löwen" genau ein Dutzend. Aus dem Thierreich wurde sonst kein Name beliebt, obschon z. B. der sechste Alexander Veranlassung gehabt hätte, statt einen schönen Menschennamen zu schänden, sich mit der Umtaufung in's Zoologische zu begnügen. Wer weiss, vielleicht hielt ihn doch irgend ein zarter Instinkt davon ab, die Bestialität so weit zu treiben!

Zuweilen half das Volk durch einen Spitznamen nach. Der Papst Serzius IV. ward auf diese Weise zubenannt *Bocca di Porco* — zu deutsch: Schweinsmaul. Historisch!

Doch genug hievon. Vielleicht findet sich durch diese Zeilen irgend ein renommirter klerikaler Historiker angeregt, die fromme Literatur mit einer schönen Dissertation über die Namen der Päpste zu bereichern.

Darauf möchte ich noch wetten, dass sich der nächste Papst weder Pius noch Gregor oder Leo

nennen wird; denn diese Namen haben hinfort einen unangenehmen Beigeschmack in der vatikanischen Hofgeschichte. Es klebt zu viel politisches Pech an ihnen.

Die Piusse zumal sind trotz ihres frommen Sinnes verhängnissvoll geworden für die römische Statthalterei. Solchen Unglücksnamen heftet sich kein gläubiger Mensch gerne an.

Wie wäre es, wenn wir die letzten Piusse etwas genauer betrachteten? Unsere Zeitgenossen, die sich so liebevoll in ein Tröpfchen Urschleim, in einen neuentdeckten Wurm, in einen Kartoffelkäfer und andere Schöpfungsprobleme vertiefen, erübrigen vielleicht auch noch ein Atom von Interesse für Menschen, deren Natur fast nicht minder problematisch, als Häckel's Bathybius, und deren Gebahren im Welthaushalt fast ganz so gefährlich als das Umsichgreifen des als Studienobjekt so beliebt gewordenen Koloradokäfers gewesen ist. Jenen sonderbaren Brüdern aber, die einen todten Papst für ebenso betrachtungswürdig halten, wie einen lebendigen Wurm, drücke ich gerührt die Hand. Wir verstehen uns. Ich beginne.

Pius VI. 1775—1799.
Pius VII. 1800—1823.
(Leo XII. bis 1829.)
Pius VIII. 1829—1830.
(Gregor XVI. bis 1846.)
Pius IX. 1846 bis zum heutigen Tag.

Man sieht, die letzten Piusse sind schon durch ihre rasche und konstante Aufeinanderfolge epochemachend und der allerletzte steht da, wie eine lange, nachdenkliche Fermate, wie der langsam verhallende Schlussakkord eines bewegten Finale, während der sechste, in

den schwierigen Wendepunkt zweier Jahrhunderte gestellt, die Periode des Niedergangs des Kirchenstaates nach Kräften einleiten half.

Man bedenke, dass dem sechsten Pius ein Ganganelli unter dem Namen Klemens der Vierzehnte vorausgegangen war! Um in die Fusstapfen eines solchen Mannes treten zu können, gehörte mehr dazu, als der Kardinal Braschi an geistiger und moralischer Aussteuer auf den päpstlichen Thron mitbrachte.

Das Konklave nach Ganganelli's Tod (oder sollen wir richtiger Ermordung sagen?) gehörte zu den schwierigsten in der Geschichte der Papstmacherei. Die Habsburger, die Bourbonen in Frankreich und Neapel, die aufgehobenen Jesuiten, die Vettern und Basen der Kardinäle wirrten an dem Knäuel des Konklaves eifrigst mit. Vier Monate waren schon an die hässliche Intriguen-Komödie nutzlos verschwendet, als sich endlich die Wähler selbst sagten: es ist genug des grausamen Spiels! Sie einigten sich auf den Kardinal Braschi; der missfiel den Höfen nicht, bekannte sich zu keiner extremen Farbe und schien auch sonst der nöthigen Eigenschaften eines Statthalter Gottes nicht ganz bar zu sein. Er war gross von Gestalt; redegewandt, und versprach seinen Kollegen goldene Berge, wenn sie ihn zum Papst wählten.

Als er nach seiner Erwählung (15. Eebruar 1775) sich zu dem Namen Pius VI. bekannte, da citirte ein Kardinal den Vers aus einem bekannten Epigramm auf Alexander VI:

Semper sub Sextis perdita Roma fuit.

— Ich werde den Dichter Lügen strafen, entgegnete der neue Papst voll schauspielerischer Würde.

Die Folgezeit hat aber ihn Lügen gestraft und dem Poeten Recht gegeben.

Seine Erwählung begegnete zuerst ganz und gar nicht dem Beifall des römischen Volkes. Als sie aber sahen, wie prachtvoll der riesige Mann sich auf dem Thron ausnahm, wie huldvoll er die Bittschreiben entgegen nahm, mit welchem Pomp er die geringsten pontifikalen Handlungen vollzog, da wandte sich ihm das wetterwendische Herz der Quiriten sichtlich zu. Erst als die französische Revolution auch die Halbinsel und mit ihr den Fels Petri erbeben machte, schrie dasselbe Völklein unter den Fenstern des Vatikans: Nieder mit dem Papst! *Abasso il papa!*

Seine Eitelkeit wurde in Rom sprichwörtlich. Nicht nur, dass er den ganzen Vormittag auf die Besorgung seines Anzugs verwandte, er ertheilte keine Benediktion oder spendete nicht einen Skudo für ein öffentliches Unternehmen, ohne eine riesige Marmortafel anbringen zu lassen, die in prahlhansiger Rede der Nachwelt von seiner Generosität, seiner Munificenz, seiner Barmherzigkeit erzählt. Auf Schritt und Tritt begegnet man in Rom solchen Aufschriften. Wurde eine alte Backsteinmauer ausgeflickt, flugs wurde eine Marmortafel, fast so gross wie die Mauer selbst, daneben angebracht. So sind die grossartigen Bauwerke, die Säulen und Statuen des Alterthums ausnahmslos mit päpstlichen Gedenktafeln beklebt. Die Inschriftengeckerei, wie sie durch Pius VI. ausgebildet wurde, schnappte aber unter dem letzten Pius zur förmlichen Manie über. Pio Nono's Grossthaten werden in tausenden von Inschriften an allen Ecken und Enden Rom's der staunenden Nachwelt überliefert werden. Du trittst z. B. in gehobener

Stimmung in den erhabensten Tempel des römischen Alterthums, in das Pantheon. Nachdem Dein Blick bewundernd das herrliche Rund gemessen und entzückt das Licht getrunken, das durch die Kuppelöffnung vom Himmel herniederströmt, bleibt er an einem kolossalen Goldrahmen an der linken Eingangswand haften. Der Goldrahmen umschliesst eine glänzende Marmortafel, bedeckt mit fusshohen lateinischen Buchstaben. Du machst Dich an die Lektüre und glaubst wohl, einen weisheitsvollen Spruch oder ein hohes Menschenwerk, das zur Nachahmung oder zur Dankbarkeit reizen soll, hier verewigt zu finden. Welche Ueberraschung! Das prätentiöse Ding lautet: Pio Nono, der grosse und erhabene Pontifex, hat den von der Zeit und den Unbilden der Witterung arg mitgenommenen Fussboden des Pantheons auf eigene Kosten wieder erneuen lassen. Und sofort!

Wahrhaftig, die letzten Piusse hätten ihrer Kleingeisterei und lächerlichen Eitelkeit keine beredteren Zeugnisse ausstellen können!

An die Trockenlegung der pontinischen Sümpfe wandte Pius VI. neun Millionen Skudi aus dem Staatssäckel. Da das Unternehmen nicht glückte, so begnügte er sich mit dem, was seine Vorgänger urbar gemacht hatten und verwandelte die fruchtbaren Landstrecken in ein ergiebiges Feudum, mit dem er seinen Neffen Duca Braschi ausstattete.

Sein freiheitsmörderisches Vorgehen gegen die edle Stadt Bologna, diesen Hort emsiger Wissenschaft und stillbürgerlicher Betriebsamkeit, sowie seine Streitigkeiten mit dem Grossherzog Leopold wegen der in Toskana durchgeführten kirchlichen Reformen, sind aus

der Geschichte hinlänglich bekannt. Nicht unzeitgemäss dürfte eine Erinnerung an die Beziehungen Pius VI. zu dem Kaiser Joseph II. sein. Das stürmische Reinigungswerk, das Joseph in seinen Landen unternommen hatte, erfüllte die Kurie mit schweren Besorgnissen. Der Papst schrieb salbungsvolle Klagebriefe an den Kaiser. Erfolglos. Letzterer sandte sie zurück, bemerkend, dass sie in unziemlichem Tone abgefasst. Da gedachte der eitle Papst durch sein persönliches Erscheinen zu wirken. Er putzte sich heraus und reiste nach Wien. Der Kaiser empfing ihn freundlich, vermied es aber sorgfältig, mit ihm in irgend eine geschäftliche Diskussion sich einzulassen.

Nachdem er sah, dass bei dem überlegenen Joseph nichts auszurichten, versuchte er sein Heil bei dem Minister Kaunitz. Man erzählt, dass dieser ihn im Schlafrock empfangen und als ihm der Papst die Hand zum Kusse hingereicht, er dieselbe ergriffen und kräftig geschüttelt habe. Kurz, Kaunitz ging mit Pius um, wie mit einem alten Kameraden, gegen den man sich schon etwas erlauben darf. Pius, von seiner italienischen Beredsamkeit Wunder erwartend, lenkte die Rede auf die Kirchenfragen, auf die bedrohten Rechte des heiligen Stuhls, auf die gefährdete Religion; Kaunitz hörte heiter zu, um dann den Papst statt aller Antwort mit der launigsten Plauderei über Theater, Musik und Tänzerinnen zu bedienen.

Da schlug der Papst einen andern Ton an und äusserte, dass er nicht abgeneigt sei, gewisse Massregeln des Kaisers, welche in das kirchliche Leben umgestaltend eingriffen, zu approbiren. Kaunitz gab ihm hierauf zu verstehen, dass man in Wien die Noth-

wendigkeit einer römischen Aprobation kaiserlicher Regierungshandlungen durchaus nicht einsehe.

Nachdem der Papst über einen Monat lang alle möglichen Wege versucht hatte, um bei den herrschenden Gewalten des Kaiserreichs das Gewicht seiner Person und der Statthalterei Gottes in die Wagschale zu werfen, trat er unverrichteter Dinge den Rückmarch an. Die so lärmend in Scene gesetzte Wiener Reise gestaltete sich zu einer argen Demüthigung für das Papstthum. Aber nicht blos in der josephischen Kaiserstadt an der Donau, auch in Piemont, in Venedig, in Parma, in Toskana, in Neapel selbst war die päpstliche Autorität auf Null reducirt.

Die Ereignisse, welche die französische Revolution im Gefolge hatte, warfen schliesslich auch den Thron des römischen Papstkönigs um. Genau am dreiundzwanzigsten Jahrestag seiner Thronbesteigung, am 16. Februar 1798, rief das Volk Pius VI. ein gebieterishes: Es ist genug! zu.

Die Republik wurde ausgerufen, die französischen Truppen hielten ihren Einzug in die ewige Stadt und vierzehn Kardinäle, welche den Befreiungsakt des römischen Bürgerthums gutgeheissen und auf ihre eigenen politischen Rechte verzichtet hatten, stimmten in der Peterskirche ein solennes *Te Deum* an!

Der General Cervoni zeigte dem Papste officiell den Verlnst der weltlichen Herrschaft an. Der Knecht der Knechte Gottes antwortete nicht mit dem schönen Bibelspruch: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!“ sondern mit der weit beliebteren Phrase der Kirchenherren: Der Herr hat uns das Reich gegeben, wir können

nicht darauf verzichten, verflucht sei, wer daran rühret!

Daraufhin wurde Pius VI. aufgefordert, innerhalb zweimal vierundzwanzig Stunden Rom zu verlassen. Am 20. Februar reiste er richtig ab.

Er begab sich zunächst nach Siena und dann nach Florenz, bis aus Frankreich der Befehl kam, ihn über die Grenze zu geleiten. Achtzehn Monate nach seiner Thronentsetzung gab er unter französischem Himmel seinen Geist auf. Sein Tod rührte Niemand. Klanglos stieg der sechste Pius in das Reich der Schatten hinab. Als Mensch zählte er einundachtzig, als Pontifex fast fünfundzwanzig Jahre.

Wer sich von der klerikalen Presse die traurige Geschichte Pio Nono's als etwas Unerhörtes aufreden lässt, der beweist, das er die des sechsten Pius nicht kennt. —

Am 14. März 1800 wurde der Kardinal Chiaramonti vom Konklave in Venedig zur Uebernahme des päpstlichen Amtes gewählt. Am 3. Juli desselben Jahres kam er nach Rom und stellte sich dem Volke als Pius VII. vor. Die von Frankreich in Italien eingerichteten Scheinrepubliken waren indessen von der österreichisch-russischen Reaktion im Bürgerblut erstickt worden. Oesterreich nahm nicht nur seine alten Besitzungen bis zum Po wieder an sich, sondern alles, was die französischen Herren erobert hatten: Piemont, Toscana, die päpstlichen Staaten. Der gute Kaiser Franz entwickelte einen ungeheuren Appetit nach neuem Ländererwerb. Aber Bonaparte war aus Aegypten zurückgekehrt, hatte die französische Republik in der bekannten Manier in ein Kaiserreich umgewandelt und fing an, Europa seine allmächtigen Löwenpranken zu zeigen.

Die ersten vierzehn Amtsjahre des neuen Papstes zerflossen als bescheidenes Bächlein im reissenden Strome bonapartistischer Allgewalt. Pius VII. hatte genau so viel Autorität, als ihm Napoleon zu bewilligen beliebte. Der Papst hatte die Ehre, nach Paris beordert zu werden, um den selbstherrlichen Kaiser und seine Gemahlin zu krönen. Auch ein Konkordat zwischen dem päpstlichen Stuhl und Frankreich ward nach dem Willen Napoleons abgeschlossen. Trotz all dieser Willfährigkeit des göttlichen Statthalters dem kaiserlichen Parvenü gegenüber, hatte er von diesem durchaus keine bessere Behandlung zu gewärtigen, als sie den übrigen von Napoleon abgesetzten Fürsten zu Theil wurde. Die römischen Marken wurden 1808 dem französischen Kaiserreich einverleibt und bald darauf Rom selbst als ein Departement desselben erklärt. Nicht genug damit, wurde der Papst selbst in der Nacht vom fünften auf den sechsten Juli des Jahres 1809 vom General Radet liebreich eingeladen, den Vatikan zu verlassen und sich ein bischen auf die Wanderschaft zu begeben nach der Melodie: „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ Es wurde gleich im Anfang einiger Gebrauch davon gemacht. Als man nämlich in der Dunkelheit der bezeichneten Nacht nicht gleich den Hausschlüssel des Vatikans fand, kam der französische General auf den sinnreichen Einfall, die Thür gewaltsam zu öffnen mittelst einiger Axthiebe und Kolbenstösse.

Mit der vollen Freiheit, die nur eine gebundene Marschroute zu gewähren vermag, setzte der Papst seine nächtlich begonnene Reise fort und kam ganz prompt im kaiserlichen Frankreich an. Da in der orthodoxen Kirchensprache der Vatikanisten Frankreichs

als die *„fille ainée“* der katholischen Kirche gilt, so mag der Vater der Gläubigen recht erfreut gewesen sein über diese rasche Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft seiner Tochter machen zu können. [1]

Um dem Kaiser ein kleines Vergnügen zu bereiten, unterzeichnete Pius VII. im Jahre 1813 einen Pakt (das Konkordat vom 25. Januar) worin er auf seine früheren Staaten wie auf seine politische Autorität überhaupt zu verzichten erklärt und verspricht, sich als Oberhaupt der Kirche mit der geistlichen Macht begnügen zu wollen.

Die Bücher Mosis berichten, aus gewiss guter Quelle, dass es Gott gereuet habe, dass er die Menschen geschaffen. Wer wollte es nun einem Papste verdenken, wenn ihn die Reue über einen abgeschlossenen Vertrag anwandelt? Und Pius VII. bereute jenen Pakt und verwarf ihn. Eine kurze Spanne Zeit noch und das Schicksal bereute, einen Napoleon gemacht zu haben, und es verwarf ihn ebenfalls und liess ihn an einem Magenkrebs auf dem Felseneiland von St. Helena elend zu Grunde gehen.

Da hilft kein Beten, sagt Fallstaff, der fromme angenebelte Engländer. Nichts hilft wider des Geschickes Mächte, nicht einmal die Unfehlbarkeit. —

---

[1] Da der Zweck dieser Schrift kein tieferes Eingehen auf die Schicksale des Papstthums unter dem ersten französischen Kaiserreich gestattet, so sei der für diese hochwichtige Periode sich interessirende Leser auf folgende Quellen aufmerksam gemacht: *D'Haussonville, L'eglise romaine et le premier empire (Revue des deux mondes, 1868); Giovanni de Castro, Pio VII. e Pio IX. Riscontri storici (Rivista europea, 1876),* dann die *Cronistoria* von dem bekannten Mailänder *Cesare Cantù,* endlich die bereits citirte *Histoire diplomatique* von Petruccelli *della Gattina.*

Nachdem die grosse korsische Katze todt war, waren die reaktionären Mäuse, die unverwüstlichen Nager, wieder die Herren der Situation. Die kleinen Fürsten kamen wieder zum Bewusstsein ihres Herrscherberufs und schwangen sich, der besten Vorsätze voll, munter auf ihren Regentensitz. Mit ihnen auch der Papst. Pius VII. erhielt seine alten Staaten wieder zurück mit Ausnahme jenes Theiles vom Ferraresischen, der auf der linken Po-Seite gelegen, von Oesterreich als gute Beute eingesteckt worden war.

Nach all' den erlittenen Misshandlungen hatten die Habsburger überhaupt ihre leichtsinnige Kourage merkwürdig schnell wiedergewonnen. Der Papst hingegen war durch die Schwachheiten und Zugeständnisse, die er dem französischen Welteroberer gegenüber begangen, — als ob der arme Mann Gottes anders gekonnt hätte! — bei den legitimen Souveränen sehr in Misskredit und Ungnade gefallen. Sie stellten ihn hinfort unter österreichische Polizeiaufsicht. Früher der Kommissär Frankreichs, konnte er jetzt der Kommissär Oesterreichs werden, wenn er sich gut aufführte . . . .

So stand es mit der weltlichen Herrschaft des Papstthums. Mit seiner geistlichen war es im Grunde nicht besser bestellt. Im Jahre 1818 schloss Pius VII. mit dem König von Neapel ein Konkordat, wonach dem letzteren allein die Ernennung von Bischöfen zustand und diese verpflichtet waren, irgendwie staatsverdächtige Beichtgeheimnisse der königlichen Polizei ohne Säumen mitzutheilen. Viktor Emanuel I., König von Piemont, liess sich gleichfalls zu einem Konkordat herbei, in welchem der päpstliche Stuhl die Oberhoheits-

rechte des Staates in kirchlichen Dingen bereitwillig anerkannte.

Für die steifnackige Nonpossumus-Politik der Vatikanisten war damals noch kein Raum in der Welt.

Im Jahre 1815 hatte Pius VII. die von Ganganelli aufgehobene und „für immer vernichtete“ Jesuitengesellschaft wieder hergestellt. Erst in dem Masse, als diese feinen Herren wieder festen Fuss fassten und Einfluss gewannen in den verschiedenen Reichen Europa's, hob sich die Macht des Papstthums aus dem Staube. Langsam, aber stetig, entwickelte sich der Klerikalismus unter den unermüdlichen, geschickten Händen der Jesuiten zur eigentlichen Potenz des Papstthums.

Pius VII., mürbe gemacht durch die bitteren Wechselfälle der politischen Zeitläufte, legte die Zügel der Regierung in die Hand des Kardinals Consalvi, einer bekannten Grösse in der europäischen Diplomatie. Consalvi war der regierende, Pius VII. der nominelle Papst. Von seiner Wiedereinsetzung bis zu seinem Tode — acht Jahre — ging es mit seinem geistigen Vermögen rapid abwärts. In den letzten Lebensjahren versagte ihm auch der Körper allmählig die Dienste, so dass er fast bewegungslos im Bette liegen musste. Ludwig XVIII. erbarmte sich des armen Papstes und sandte ihm eine sehr gut eingerichtete mechanische Bettstelle. Am 20. August 1823 machte der Tod seinem Leiden ein Ende. Die klerikalen Historiker hielten ein strenges Todtengericht.

In den römischen Staaten nahm das Parteiwesen mehr und mehr überhand; die Karbonari verzweigten sich; die Erbitterung des Volkes über die päpstlichen

Institutionen stieg zusehens. Die Satyre wuchs in Rom zu einer Macht heran, der nicht beizukommen war. Sie flog von Mund zu Mund, abschriftlich, in Flugblättchen und liess an keinem Kardinal ein gutes Haar.

Der Kardinal Della Genga, der nach dem Tode des siebenten Pius unter dem Namen Leo XII. den päpstlichen Stuhl bestieg, verdankte seine Erwählung einem Staatsstreich, den das heilige Kollegium gegen die europäischen Kabinette, gegen das römische Volk und gegen den Geist des Jahrhunderts geplant hatte.

Chateaubriand, damals französischer Geschäftsträger in Rom [1], entwirft folgendes Bild von dem zwölften Leo:

„Er ist gross von Statur, hat ein strenges, trauriges Aussehen und kleidet sich ohne jeglichen Luxus in eine weisse, weite Soutane; er wohnt in einem elenden Zimmer, das fast ganz ohne Hausrath ist. Seine Speise ist gering; er nährt sich und seine Lieblingskatze nur mit ein wenig Polenta. Er fühlt, dass er krank ist und sieht seiner körperlichen Auflösung mit einer Resignation entgegen, die man fast christliche Freude nennen könnte. Gern würde er unter sein Bett jetzt schon seinen Sarg stellen, wie es Benedikt XIV. zu thun pflegte.“

Leo war ganz und gar von dem Gedanken beherrscht, das päpstliche Staatswesen, so weit als nur möglich, wieder in die alten Bahnen zurück zu treiben. Den Jesuiten gewährte er freies Spiel, da er in ihnen die richtigen Werkgenossen zur Durchführung der ver-

[1] Nominell war Chateaubriand allerdings nur Gesandschaftssekretär, allein bei der notorischen geistigen Unfähigkeit des Kardinals Fesch, des eigentlichen Gesandten, war jener der faktische Leiter der Geschäfte, wenn auch nur auf kurze Zeit.

wegensten Reaktion erkannte. In seinem Charakter lagen die starken Züge des fünften Sixtus und des fünften Pius vereinigt. Seine Kränklichkeit vermochte weder seinen eisernen Willen zu beugen, noch seine schroffen An- und Absichten zu mildern. Hätte er sich dem Drucke Oesterreichs zu entziehen vermocht, würde er sich in der ganzen Wildheit eines Autokraten, nach altrussischem Czarenschnitt etwa, entfaltet haben. Am 11. Februar 1829 war der fatale Mann todt. Man sprach von Vergiftung und brachte damit die Namen des Arztes Todini und des Kardinals Bernetti in Zusammenhang.

Sein Ableben fiel zum grossen Missvergnügen der Römer in den Karneval, dessen Belustigungen dadurch eine unangenehme Beeinträchtigung erfuhren. Ein verdorbener Karneval ist für den Römer ein Nationalunglück. Die Päpste können in der Wahl ihrer Sterbestunde nicht vorsichtig genug sein, sonst müssen sie sich in das Grab noch Verse nachpfeifen lassen, wie die folgenden, die Pasquino — die Volksstimme — auf den todten Leo XII. gemacht:

Tre gran danni ci festi, o padre santo:
Accettare il papato; viver tanto;
Morire in carneval per esser pianto!

Zu Deutsch: Drei grosse Streiche hast Du uns gespielt, o heiliger Vater: dass Du das Papstthum acceptirt, so lange gelebt hast und im Fasching gestorben bist, um beweint zu werden.

Auch das Konklave litt unter der römischen Fastnachtsstimmung. Der Volkswitz machte sich in den bissigsten Bemerkungen Luft. Pasquino spottete:

Conclave in carnevale! o cosa bella!
Ci daranno per papa un pulcinella.



Ich riskire die Uebersetzung, denn diese Verse sind kulturhistorisch wichtig, speciell werthvoll für die römische Sittengeschichte — mag auch das Ohr eines deutschen Staatsanwalts, der in allem Gotteslästerung wittert, dadurch unangenehm berührt werden.

> Konklave im Fasching, das ist zum Lachen!
> Sie werden den Hanswurst zum Papst uns machen.

Nein, so schlimm kam's nicht. Der am 31. März erwählte Pius VIII., Kardinal Castiglioni, hatte den Ruf eines bescheidenen, gelehrten und vorwurfsfreien Mannes. Er war schon hoher Sechziger und von unheilbaren Leiden heimgesucht; er lebte nur noch zwanzig Monate. Der Staatssekretär Kardinal Albani regierte und Pius VIII. gab seinen Namen dazu her, genau wie es im Konklave abgekartet worden war. So wurde unter dem Figuranten Pio VIII. im Sinne des Vorgängers die reaktionäre Wirthschaft fortgetrieben.

Die Julirevolution, welche im Jahre 1830 den Bourbonen Karl X. vom französischen Thron herabschleuderte, verursachte der römischen Kurie einen solchen Schreck, dass sie nicht länger zögerte, sich vollends in die Arme Oesterreichs zu werfen. Dieses wollte mit Hilfe der Handlanger im Vatikan seine oberitalienischen Besitzungen nicht nur konsolidiren, sondern noch südwärts erweitern. Besonders die Annektirung der päpstlichen Legationen war Metternich's fixer Gedanke. Darum arbeitete er bei jeder Papstwahl darauf hin, einen Pontifex oder wenigstens einen römischen Staatssekretär von solcher Beschaffenheit zu haben, die ihm die Anerkennung des Dogmas von der Solidarität des Bestandes des Kirchenstaates mit dem lombardisch-venezianischen Königreich garantire.

Die revolutionären Bewegungen fuhren dem kranken Pius VIII. dermassen in die Glieder, dass er am 30. November 1830 vor Schreck seinen Geist aufgab.

Am 2. Februar 1831 brachte das Konklave seinen Nachfolger fertig, in der Person des ehemaligen Mönchs Cappellari, der sich in Gregor Numero Sechzehn umtaufte. Das war ein langer, kräftiger Mensch, mit einer dicken röthlichen Nase im breiten Gesicht, jeder Zoll ein Plebejer. Als Staatssekretär wurde ihm der energische, geriebene Kardinal Bernetti beigegeben, und als dieser bei dem österreichischen Kanzler Metternich in Ungnade fiel, der Kardinal Lambruschini, eine stolze, herrische, unbeugsame, mönchisch-düstere Natur — kurz ein Staatssekretär ganz nach dem Herzen der heiligen Allianz. Oesterreich konnte sich zu diesem Diener gratuliren. Gregor wurde von ihm tyrannisirt.

Lambruschini war der einzige Mensch, den Gregor fürchtete, wie sein Barbier Gaetano Moroni der einzige war, den er liebte, d. h. er liebte auch dessen Frau, Amme und Kinder, und liess sie sammt und sonders bei sich im Vatikane wohnen. Es war ein Skandal — aber die Gewöhnung stumpft das Gewissen des Volkes und lässt gar Vieles ertragen. Der Papst Gregor brachte ganze Abende in der geliebten Familie Moroni zu, und wie er sich nicht scheute, die Kardinäle zu einem Blindekuhspiel aufzufordern, so suchte er auch dort nur den gemeinsten Zeitvertreib.

Den Lambruschini aber fürchtete er ganz gewaltig. Kaum, dass der Staatssekretär auf der Schwelle erschien, rief ihm der Papst schon zu: „Bitte, bitte, Eminentissimo, immer zu! Vortrefflich Eminenz, vortrefflich, nur so fortgefahren!“ Er unterzeichnete alles,

was ihm Lambruschini vorlegte, ohne zu lesen, ohne zu widersprechen. War er betrunken — und das war ja keine Seltenheit, — rasch ernüchterte er sich, sobald sich Lambruschini, der lange, hagere Mönch mit dem gebietenden Auge nahte. War er in den Gärten des Vatikans umgefallen und schnarchend unter einem Baume liegen geblieben, flugs fuhr er in die Höhe, wenn er Lambruschini's Schritte im Sande knirschen hörte.

Merkwürdig, dieser nämliche Gregor war in seinen jüngeren Jahren gar kein unbedeutender Theologe und in seinem Kopfe, in dem jetzt nur noch die Geister des Weines Raum hatten, wohnten ganz brave Gedanken. Selbst die Idee der italienischen Nationalität arbeitete in seinem Gehirn und er verfocht sie selbst gegen Napoleon in einem Schriftchen: *Trionfo della Santa Sede* (Triumph des heil. Stuhls).

Zwei Tage nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron, am 3. Februar 1831, brach in Italien die Revolution aus. Sie hob in Modena an, verbreitete sich nach Parma und theilte sich dann den römischen Provinzen mit. An Zündstoff fehlte es nirgends, dafür hatte die reaktionäre Staatsweisheit reichlich gesorgt. Der Papst liess die österreichischen Schutzengel zu Hilfe rufen. Sie kamen — und der Himmel segnete ihr ehrbares Handwerk. Mit blutigen Köpfen wurde das misshandelte, geschundene und ausgebeutete Volk wieder unter das alte Joch zurückgedrängt. Die fremden Gesandten in Rom reichten dem Papst ein Memorandum ein, worin sie im Namen ihrer Regierungen auf bessere Landesverwaltung drangen und die schreckliche Nothlage der päpstlichen Unterthanen konstatirten. Worte, Worte, Worte! antwortet traurig Hamlet.

Der Volksgeist kam nimmer zur Ruhe. Der Papst wollte die Lage seines Landes persönlich kennen lernen und rüstete sich mit seinem Hofgesinde zu einer grossen Rundreise. Er trieb aber unterwegs nichts anderes als vergleichende Wein- und Speisekarten-Studien nebst allerlei läppischer und kostspieliger Kurzweil zur besseren Verdauung.

Aufstandsversuche brachen bald da, bald dort hervor. Sie verschärften nur die Gewaltmassregeln der päpstlichen Regierung. Die Zeit war für die Befreiung noch nicht reif, die Macht der Reaktion noch zu kompakt, die Verabredung zwischen geistlicher und weltlicher Tyrannei noch in Kraft. Alle Kerker und Galeeren waren überfüllt. Die Justiz wurde summarisch geübt. Ganze Familien und Geschlechter wurden ohne Verhör beim Kragen genommen und in das Loch gesteckt. Niemand war mehr sicher, als der Bigotte und der Infame. Die Aufregung der Gemüther war auf's äusserste gestiegen. Gregor XVI. starb am 1. Juni 1846, verachtet, vergessen. Das heilige Kollegium zog die Zügel straffer an, um die Wahl seines Nachfolgers in Rom zu ermöglichen. Das Volk harrte auf einen Erlöser, drei Milionen Italiener riefen nach einem Rächer!

Da erschien am 16. Juni Mastai-Ferreti als Pio Nono auf dem Schauplatz. War er der Erlöser? War er der Rächer? Hatte er ein Ohr für den Zeitgeist, ein Herz für das Volk?

Siehe den Gefangenen des Vatikans!

Wie das kam, werden uns die Zeitungen aller Sprachen und Farben bei erster Gelegenheit wiederum vorerzählen, Bei erster Gelegenheit, d. i. bei dem Tode des letzten Pius.



11. Das nächste Konklave.

ROM, 1. December 1877.

Der Zustand des greisen Pio Nono wird täglich bedenklicher. Die Beine versagen nunmehr ganz den Dienst, die Zunge bewegt sich mühsam, die Schwäche nimmt stetig zu.

So lauten die Nachrichten, die aus den Geheimgemächern des Vatikans in die profane Welt dringen. Die Kardinäle stecken die Köpfe zusammen.

Als Adolph Thiers aus dem Leben schied — es sind noch nicht zwei Monate — bemerkte der Papst lächelnd, auf den Namen des Franzosen anspielend: „Das Kleeblatt hat ein Drittel eingebüsst, wann mag der Rest d'rankommen?"

Unter dem Rest meinte er sich und den nunmehr auch in die Achtziger getretenen Heldenkaiser Deutschlands.

Die klerikale Presse spricht sich am reservirtesten über das Befinden des Unfehlbaren aus; doch liest man auch bei ihr zwischen den Zeilen die Befürchtung, dass stündlich der nicht minder unfehlbare Tod über ihn

kommen und das schwache Flämmchen seines Lebens ausblasen könne. Ein unaussprechlich Unheimliches liegt in der Luft des Vatikans. Es ist wie das Rauschen eines geisterhaften Flügelschlags. Ach, um von dem Uebel des Daseins zu genesen, gibt es selbst für den Statthalter Gottes keinen andern Ausweg, als das bitt're Wörtlein — sterben. Wie schön, wie majestätisch, wie überzeugend, wie würdig, wenn die Himmelskönigin ihn auf feurigem Wagen gen Himmel holte, umschwebt von den lichten Schaaren der Engel und Heiligen! Sollte denn ein Papst die Unkosten dieses Aufzugs nicht werth sein? Sicherlich.

Doch nur die Dichtung kennt solche Himmelfahrten und der unfehlbare Papst, der sich rühmt, des Himmelreichs Schlüssel in Händen zu halten, unterliegt wie der demüthigste Sterbliche der rücksichtslosen Gewalt des Naturprocesses . . . .

Indessen bestellt Pio Nono sein Haus — nicht das heimathliche in Sinigaglia, denn mit ihm hat er schon in seinem reaktionären Eifer in den fünfziger Jahren jede intime Relation hartherzig abgebrochen. Seine Brüder waren ja liberal und er hat sie überlebt. Auch seine Milchschwester ist längst todt und für entferntere Verwandte hatte er nie Sympathieen.

Er bestellt sein Haus, d. i. er denkt an die Wahl seines Nachfolgers durch die Kompletirung des Kardinals-Kollegiums. Auf den 17., 20. und 21. December hat er feierliche Konsistorien angesetzt. Da soll die Welt mit neuen unfehlbaren Ansprachen und neuen Kardinälen überrascht werden.

Kommt dieses Programm zur Ausführung und ist die Kreirung der zukünftigen Purpurträger von weit-

sichtigen politischen Gesichtspunkten geleitet, so ist es schwierig, heute schon über die Natur des nächsten Konklaves sich zuverlässig zu äussern.

Nichtsdestoweniger hat sich die Zeitungs- und Buchliteratur bereits dieses Thema's mit solcher Lebhaftigkeit bemächtigt, besonders in dem zunächst interessirten Italien, dass wir nicht länger zögern wollen, den Gegenstand unserer Betrachtung zu würdigen.

Ognuno parla il suo latino — heisst's im Sprichwort. Unser Ketzerdeutsch ist um kein Haar weniger berechtigt, sich in dieser Angelegenheit vernehmen zu lassen, als das Rothwälsch der Diplomaten oder das Küchenlatein der Päpstler.

Von hervorragenden italienischen Staatsmännern haben bereits zwei das Wort genommen: der Exminister-Präsident Marco Minghetti und der Exunterrichts-Minister Ruggero Bonghi, beide Mitglieder des gegenwärtigen Parlaments und eifrige Schreiber.

Minghetti, der redselige Schönfärber, dem man nachsagte, dass er sich seiner Zeit mit dem famosen Padre Curci habe verständigen und die freiheitliche Entwickelung seines Vaterlandes dem Vatikane zu Liebe in unwürdige Fesseln schlagen wollen, publicirte soeben bei Hoepli in Mailand ein Buch, betitelt: *Stato e Chiesa.* Es ist eine geistreich und munter geschriebene Vision. Für die rohe Wirklichkeit der Dinge in Staat und Kirche hat Minghetti kein Organ. Er träumt sich eine Kirche nach seinem Herzen, konstruirt sich einen Staat nach dem Recept der platonischen Republik, setzt beide unter vorsichtig auseinander gestellte Glasglocken und ruft dann händeklatschend: o seht doch,

wie schön sich Staat und Kirche vertragen, wie schön, wie schön!

Dass der Syllabus die Trennung der Kirche vom Staate als einen scheusslichen Irrthum verdammt, der Papst die staatliche Organisirung des italienischen Königreichs als einen kirchenräuberischen Handstreich verwünscht, das Kardinals-Kollegium fester denn je an die theokratischen Herrschaftsansprüche sich anklammert und die ganze Politik des Vatikans in diesem Sinn dirigirt: all' das kümmert den träumerischen Staatskünstler nicht im geringsten. Mit der abenteuerlichen Sicherheit eines Nachtwandlers erklettert er die höschsten Firste kirchenpolitischer Abstraktionen, um sich dann nach dieser unproduktiven Anstrengung um so sanfter im Federbett der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Staatsbürger zu wiegen. Als ob der Statthalter Gottes und sein internationaler Priesterschweif sich jemals als Staatsbürger gefühlt und gefügt und nicht allzeit die bürgerlichen Ordnungen des Staats kometenartig durchkreuzt hätten!

Mir fällt dabei immer die Anekdote von dem Soldaten ein, der seinem Hauptmann triumphirend zurief: Herr Hauptmann, gehorsamst zu melden, dass ich einen Gefangenen gemacht!

Führe den Kerl vor! befahl der Hauptmann.

Recht gern, erwiderte der Soldat etwas kleinlauter, — aber der Gefangene lässt mich nicht los ....

Die Kirche lässt Euch nicht los und wenn Ihr theoretisch noch so gründlich den Staat von ihr zu separiren trachtet. Nicht Separation, sondern Repression und vollständige Unterwerfung unter das Staatsgesetz!

Anders ist mit der schwarzen Internationale nicht fertig zu werden. —

Bonghi, der ein scharfes Auge für die Opportunität, für den psychologischen Moment des Erfolgs, für die Finessen des Regierens hat, geht in seinem neuesten Buche [1] sofort auf den Kernpunkt der Situation los. Wir lehnen uns an seine Ausführungen in einzelnen Punkten an, indem wir nachfolgend das nächste Konklave besprechen, das die katholische Welt mit einem neuen Papste versorgen soll.

Das Kardinals-Kollegium, das 1846 den letzten Pontifex erwählte, stand sehr niedrig in der öffentlichen Schätzung. Unter seinen Mitgliedern herrschten die plebejischen Elemente vor. Nicht allein Plebejer der Geburt nach, sondern Plebejer an Bildung, Geist, Betragen waren es, in deren Händen die Fortführung des Papstthums hauptsächlich lag.

Das künftige Konklave wird einen besseren Charakter haben. Von den Kreaturen Gregor's XVI. sind heute nur noch vier am Leben, nämlich die Kardinäle: Amat, geb. 1796, Schwarzenberg, geb. 1809, Caraffa, geb. 1805, und Asquini, geb. 1802. Die Mehrzahl derer, die von Pio Nono kreirt wurden, sind Männer, an welchen auch das kirchlich ungetrübte Laienauge die Vorzüge zu entdecken vermag, welche die Auszeichnung mit dem Purpur zu rechtfertigen pflegen. Zu diesen Vorzügen ist man zu rechnen gewohnt kirchlichen Eifer, Gewandtheit in der Politik, Gelehrsamkeit in den kanonischen Disciplinen, Klugheit in der Lebensführung, Beliebtheit im Vatikane. Freilich

[1] Pio IX. *e il Papa futuro.* Milano, Novembre 1877, S. 290. Wie ich höre, erschien das Buch auch in Wien in deutscher Ausgabe.

kann bei einigen Kardinälen für ihre Rangerhöhung beim besten Willen kein anderer Grund ausfindig gemacht werden, als die — Laune Pio Nono's.

Vom Jahre 1868—1872 hatte Pio Nono am Kreiren neuer Kardinäle vollständig den Geschmack verloren. Fast schien es, als wollte er bis an sein seliges Ende das heilige Kollegium unangetastet lassen. Da riss aber der Tod peinliche Lücken in die Genossenschaft und die politischen Aussichten wandelten sich gleichzeitig derart, dass der Papst mit der Zahl und der Qualität seiner Kardinäle nicht mehr zufrieden war und sich auf's Neue auf frischen Ersatz besann.

Mit einem einzigen Wurf machte er im Konsistorium vom 22. December 1873 nicht weniger als acht Priester *(Ordine dei preti)* zu Kardinälen. Darunter befanden sich vier Italiener, zwei Franzosen, ein Ungar und ein Portugiese.

Weitere acht kamen im Konsistorium vom 15. März 1875 aus der Ordnung der Priester und zwei aus der der Diakonen hinzu. Von diesen zehn neugebackenen Eminenzen gehörten sechs der italienischen und je eine der belgischen, polnischen, amerikanischen und englischen Nationalität an. Der Pole nannte sich Ledochowski, der Engländer Manning, zwei Namen, die zu zeitgenössischen Celebritäten angeschwollen sind.

Dann folgten die Kreirungen vom 17. September 1875, 3. April 1876, 12. März und 22. Juni 1877, die im Ganzen der heiligen Kardinalsgesellschaft einen Zuwachs von siebzehn Mitgliedern brachten. Sie sind aus den verschiedensten Reichen der Christenheit; selbst Kroatien hat seinen Mann gestellt — nur Deutschland glänzt durch seine Nichtvertretung.

Lassen wir den widerhaarigen und reichsfeindlichen Polaken bei Seite, so ist die gesammte Katholicität des Deutschen Reiches im nächsten Konklave durch eine einzige Stimme, die des Kardinals Hohenlohe, vertreten. Die deutschen Katholiken wurden im Verhältniss zu denen anderer Länder vom Vatikan stets mit der ausgesuchtesten Geringschätzung behandelt. Uns wundert der Fall durchaus nicht. Er erklärt uns zugleich, warum die deutschen Bischöfe und Priester neuerdings so übereifrig in Ultramontanismus machen, gegen die Staatsgesetze rebelliren und ihre armen Diöcesen zu Gunsten des Vatikans brandschatzen. Aus Deutschland kommt der beträchtlichste Peterspfennig. Unsere klerikalen Häuptlinge suchen damit die Antipathien des Papstes zu besiegen und — einige Kardinalshüte zu erobern. Vergebliche Liebesmüh', arme, deutsche Römlinge! Ihr richtet durch diese inbrünstige Bettelei und Augendienerei, durch das Rebelliren wider den Geist unseres Volkes Eure persönliche und nationale Reputation vollends zu Grunde — aber die Antipathien des Papstes besiegt Ihr doch nicht, die heissbegehrten Kardinalshüte erobert Ihr doch nicht! Das Papstthum hat ein besseres Gedächtniss, als Ihr. Es wird nie vergessen, dass es die fürchterlichsten und vernichtendsten Schläge direkt und indirekt durch den Germanismus empfangen hat, und es hat eine Ahnung davon, dass der Geist aus dem Norden eines Tages den Lehrstuhl Petri bis auf das letzte Fragment zertrümmern wird.

O, Euer Verschulden, edle klerikale Häuptlinge, ist es freilich nicht, wenn dieser Geist Eures Volkes, den Ihr unablässig beleidigt und befehdet, so stark

geworden. Ihr seid unschuldig. Ihr habt weder das Pulver erfunden noch die reine Vernunft; Ihr habt weder den Faust gedichtet noch den Weltruf deutscher Wissenschaft begründet. An allem, was unser germanisches Volk wahrhaft gross, stark und zukunftsfähig macht, habt Ihr kein Theil gehabt. Und doch lässt Rom Euch dafür büssen. Ihr seid die Märtyrer des vatikanischen Misstrauens. Wer weiss, vielleicht hat der nächste Papst ein Einsehen und macht den hässlichen Fehler seines Vorgängers durch eine um so reichere Spende von Rothhüten wieder gut! Dem deutschen Volke, bei welchem die Religion im guten Sinne noch eine sociale Macht, eine kulturbildende Kraft darstellt, werden weder die rothen Hüte noch die rothen Strümpfe der vatikanischen Dienstleute imponiren — nur in den dunklen Kreisen des Ultramontanismus werden die rothen Lappen als die Morgenröthe eines neuen Tages klerokratischer Herrlichkeit bejubelt werden.

Im Jahre 1872 betrug die Zahl der Kardinäle fünfundvierzig. Davon sind heute nur noch siebenundzwanzig am Leben. Summirt man die neugeschaffenen hinzu, so ergiebt sich ein Kardinalsbestand von zweiundsechzig Hüten mit den dazugehörigen respektiven Köpfen, worunter sechsundzwanzig Ausländer. [1]

Für die Italiener hat dieses Ueberhandnehmen des ausländischen Elementes im Kardinalskollegium fast

[1] Die Ausländer vertheilen sich auf folgende Staaten: 9 Frankreich, 5 Oesterreich-Ungarn, 3 Grossbritannien, 4 Spanien, 2 (worunter 1 Pole) Deutschland, 1 Portugal, 1 Belgien, 1 Vereinigte Staaten von Amerika. Die transatlantische Republik wird beim nächsten Konklave zum erstenmal vertreten sein.



etwas Beengendes. Da der Papst nur mit einer Zweidrittelsmehrheit gewählt werden kann, so sind die Italiener wohl im Stande, die Wahl eines Nichtitalieners zu verhindern, können aber keinen Papst nach ihrem Herzen auf eigene Faust durchbringen. Sie sind auf die Mitwirkung der fremden Stimmen angewiesen, und zwar müssten sieben Nichtitaliener — vorausgesetzt, dass sich sämmtliche auswärtige Kardinäle am Konklave betheiligen — zu dem italienischen Kandidaten Ja und Amen sagen, wenn er reussiren wollte.

Vielleicht dass gerade dieser Umstand Pio Nono bewogen hat, für das nächste December-Konsistorium die Kreirung einiger weiterer Kardinäle einheimischer Sorte in Aussicht zu nehmen. Man bezeichnet bereits vier Italiener, die den Purpur empfangen sollen, darunter den Patriarchen von Venedig und den Erzbischof von Ravenna, zwei eifrige Kirchenfürsten striktester Observanz.

Der „*Osservatore Romano,*" dem ich diese Angabe entnehme, bemerkt in seiner malitiösen Weise, dass auch noch ein oder der andere Ausländer bei dieser Gelegenheit zu der hohen Würde befördert werden wird, doch wäre es irrthümlich, etwa auf den Bischof Dupanloup von Orleans zu rathen.[1]

So hat denn der Jüngling von Orleans trotz all' seiner löblichen Wühlereien noch nicht die volle Gnade des Vatikans gefunden. Das ist hart. —

[1] Uebrigens versicherte der Pariser Figaro soeben, dass es der warmen Verwendung der französischen Regierung gelungen sei, den Papst umzustimmen, so dass Dupanloup bis zum nächsten Christfest auf den Kardinalshut rechnen könne. Eine Liebe ist der andern werth, sagt das Sprichwort. Da der *Moniteur universel* die Versicherung des Figaro dementirt, so stimmt auch das andere Wort: Was sich liebt, das neckt sich.



Wenn ich oben bemerkte, das Konklave nach Pio Nono's Tod werde einen besseren Charakter und eine bessere Reputation haben, als das vom Jahre 1846, so bitte ich, diess nicht misszuverstehen. Es wird besser sein, aber, nach der jetzigen Zusammensetzung des Kardinals-Kollegiums zu schliessen, wird auch die Gesellschaft der neuesten Papstwähler sich in verschiedener Hinsicht über die Mittelmässigkeit kaum erheben.

Zunächst begegnen wir keinen Namen von bestechendem historischen Klang. Den einzigen Schwarzenberg vielleicht ausgenommen, finden wir keine Abkömmlinge von hocharistokratischen Familien, die sich eines gesicherten Einflusses auf regierende Fürstenhäuser oder eines bestimmten Anhangs in weiteren bürgerlichen Kreisen rühmen könnten.

Selbst unter den Mitgliedern italienischen Blutes sucht man vergebens nach Namen, die mit den Este, den Medici, den Farnese und anderen Familiengrössen, die in den Konklaven der Vergangenheit eine Rolle gespielt, sich auch nur entfernt messen dürften. Was noch an bedeutendem Geburtsadel im heiligen Kolleg vorhanden war, wie die Sforza, Patrizii u. e. a., ist in der letzten Zeit gestorben.

Dagegen fehlt es in der höchsten Körperschaft der katholischen Hierarchie nicht an Mönchen obskurster Herkunft. Diese führen die verwegensten Absichten im Schilde. Dass sich im Munde solcher Leute der Anspruch auf kirchenfürstliche Herrlichkeiten und pompöse Traditionen mittelalterlicher Königsmacht doppelt und dreifach brutal ausnimmt, lässt sich denken. Ob aber nicht gerade in dieser wilden Nachzucht das

Geheimniss der enormen Zähigkeit des Papstthums zu suchen ist?

Die Theokratie hat eine demokratische Blutauffrischung um so nöthiger, sintemal die Aristokratie, entnervt und greisenhaft wie sie ist, der Kirche keine hinlänglich kräftige Stütze mehr bieten kann.

Ist man versucht, beim Durchlesen der Mitgliedliste des rothen Kollegiums mit dem Dichter auszurufen:

Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?

so wird die Forschung mit kaum glänzenderen Resultaten belohnt, wenn man auf grosse Gelehrte unter den Kardinälen fahndet. Den besten Kredit in dieser Hinsicht hat wohl der Franzose Pitra, den der Purpur bis heute nicht gehindert hat, sich fast ausschliesslich gelehrten Studien hinzugeben. Rauscher und Grasselini waren tüchtige Schreiber, die sich famos mit kirchenpolitischen Streitfragen herumzuschlagen wussten. Aber der Tod hat sie von der literarischen Mensur abberufen. Unter den Lebenden hat sich Morichini von Bologna, dessen ich schon an einer andern Stelle gedacht,[1] und der Engländer Manning schriftstellerisches Renommé zu machen gewusst. Die bekehrten Engländer möchten sich gleich vor Wonne an der ersten besten römisch-katholischen Thürklinke aufknüpfen, so oft sie etwas von ihrem Kardinal Manning zu lesen bekommen. Auch der für einen Engländer passirende und seit dem 12. März 1877 gleichfalls kardinalisirte Eduard Howard ist ein Held der Feder. Nur schlägt er sich vornehmlich im Epistolar-

[1] Vergleiche Brief VI.

stil im Lager eines alten blinden Heidengottes, des Gottes der Liebe, und seine Trophäen sind besiegte Frauenherzen und andere schöne Sachen, die schon im Hohelied des weisen Salomo besungen sind. Als gewandte Politiker werden Simeoni und Pecci gerühmt. Franchi soll gründliches Wissen mit combinatorischem Scharfsinn verbinden. —

Es mag sich noch manche Kapacität in der rothen Kardinalsuniform dem Auge der profanen Welt entziehen, um dafür im Bereiche der Gläubigen desto glänzender zu strahlen. Ihre Namen sind vielleicht unter Beischluss der Retourmarke in katholischen Lesekränzchen, Jünglingsvereinen, Bruderschaften u. s. w. zu erfragen. Der wissbegierige Leser wird den Wink zu nützen wissen.

Prüfen wir die Physiognomie des Kardinalscollegiums nach den am stärksten hervortretenden social- und kirchenpolitischen Lineamenten, so erhalten wir ungefähr folgende Ergebnisse.

Die Zersplitterung in die vielfältigsten, nach den jeweiligen Wandlungen der Interessen sich kaleidoskopisch verändernden Gruppen wird bei dem neuesten Konklave nicht platzgreifen. Hierin schon wird sich dieses von denen früherer Zeiten wesentlich und nicht zu seinen Ungunsten unterscheiden. Nie standen die Kardinäle unabhängiger da, geschützter vor Einflüssen, deren Natur dem eigentlichen Wahlakte fremd. Welcher Kardinal wäre gebunden, bei diesem Konklave die Interessen irgend einer Krone, einer Dynastie, einer Familie, einer Partei über die Bedürfnisse der Kirche zu stellen? Keiner.

Die Trennung wird nur in der Anschauung, die

sich jeder von den Bedürfnissen der Kirche gebildet, vor sich gehen.

Die erste Gruppe wird alle die Kardinäle einschliessen, die des Glaubens leben, die Richtung, die Pio Nono dem Kirchenregiment gegeben, sei auch von dem neuen Papste einzuhalten. Sie werden verlangen, dass Pio Nono's Nachfolger die Form der Lehre und der Kirchendisciplin noch mehr verschärfe und die politischen Bestrebungen der römischen Kurie (i. e. der Jesuiten) auf's Beste unterstützen.

Diese Herren verlangen also einen Syllabus-Papst ohne Furcht und Scham vor den veränderten politischen Verhältnissen der europäischen Nationen, vor dem anders gestimmten Geist der Völker. In der alten Konklavesprache nannte man diese Sorte die „Zelanti."

Zu ihnen werden sich, mit geringen Ausnahmen, sämmtliche nicht italienische Kardinäle bekennen. Als Ausnahmen dürfen vielleicht einige Oesterreicher, wie Franzelin und Kutschker, wohl auch Schwarzenberg und der deutsche Hohenlohe zu betrachten sein. Zu den Wildesten der Zelanti wird der rasende Roland des Collegs, der Irländer Cullen, gehören.

Ich möchte wetten, dass diese Gruppe schon daran gedacht hat, den unbändigen Polaken Ledochowski zum Papst zu machen, um den Widerstand gegen das verhasste deutsche Reich noch schärfer herauszukehren.

Soviel steht fest, alle energischen, konsequenten Köpfe werden im Konklave dieser Gruppe zufallen.

An der Spitze ihres Programms steht die Rückeroberung der weltlichen Papstmacht. Die Motive hiezu hat Manning in seinem jüngsten Buche, das die

Unabhängigkeit des heiligen Stuhls behandelt, bereits entwickelt und durchgearbeitet.

Die zweite Gruppe ist hinsichtlich dieses Punktes mit der ersten einverstanden; nur sucht sie durch Schlangenklugheit und Ausdauer zu gewinnen, was die Zelanti durch rücksichtslose Energie im Sturme erobern möchten.

Im Wesen ändert es also durchaus nichts, ob bei der Wahl der einen oder der andern Gruppe der Sieg zufällt.

Die Operationsmittel werden dem neuen Papst von Tag zu Tag durch die Zeitumstände selbst an die Hand gegeben werden. Hierüber lässt sich im Voraus um so weniger etwas Bestimmtes festsetzen, als die politischen Verhältnisse Europas täglich schwankender werden.

Der Syllabus wird das Evangelium aller künftigen Päpste sein; denn er drückt die Essenz der Papstkirche aus. Hierüber habe ich mich in meiner Schrift: Die klerikale Schilderhebung — bereits ausführlich geäussert. Ich bin so frei, darauf zu verweisen.

Ein Italiener wird Papst sein; denn seine Nationalität schon muss der Welt sagen, dass die Kirche nicht auf die Restauration der weltlichen Macht in der ewigen Roma verzichtet. Ein Ausländer auf Petri Stuhl würde die Sympathien der Italiener für das Papstthum bedeutend herabstimmen, während der Klerokratie hauptsächlich daran gelegen ist, auf der Halbinsel wieder zu Macht und Ansehen zu gelangen und im Herzen des Volkes den erloschenen Eifer und das Vergnügen am Kirchenthum zu entflammen und zu schüren. Dass dies nicht ohne bedenklichen Erfolg geschieht, beweist, dass in diesen Tagen die

Wahl der römischen Provinzialdeputation überwiegend klerikal ausgefallen ist, was im Lager der Liberalen nicht wenig verblüffte.

Die vermittelnde Stellung, welche Italien seit dem Alterthum in der Kulturgeschichte eingenommen hat, kommt auch heute dem Papstthum noch zu gut. Ein französischer, englischer oder deutscher Kardinal würde unter den Katholiken anderer Länder nur mit Mühe Anhänger finden, während der italienische Kardinal zum Papst erhoben, viel leichter die katholischen Parteien der fremden Länder an den apostolischen Stuhl fesselt. Die nichtitalienischen Kardinäle begreifen diese Eigenthümlichkeit. Je saurer es ihrer Eitelkeit und ihrem Streberthum ankommt, von Haus aus auf die höchste Würde der katholischen Kirche verzichten, sich mit dem rothen Hut und den dito Strümpfen begnügen und die edelsteingeschmückte Tiara ein- für allemal den italienischen Kollegen überlassen zu müssen; desto geschäftiger gehen sie auf Eroberungen in den Nebelreichen der kirchlichen Wissenschaften (Wissenschaften!) aus und brüsten sich dem auserwählten Völklein der Tiara gegenüber, mit ihrer gründlicheren Gelehrsamkeit und ihren frömmern Sitten. —

Zu den tüchtigsten Kardinälen des gegenwärtigen Kollegs zählen vor allen Bilio, geb. 1826, Simeoni, geb. 1816, und Pecci geb. 1810; dann La Valletta, geb. 1827, Franchi, geb. 1819, De Luca, geb. 1806, und Morichini, geb. 1805.

Herr Ruggero Bonghi, der diese Eminenzen sehr gut zu kennen scheint, erachtet sie für „papabili", d. i. fähig, dass einer derselben die Papstwürde von dem bevorstehenden Konklave zuerkannt werde.

Möge sich der heilige Geist vorsichtig auf das geeignetste dieser ehrwürdigen Häupter niederlassen! Er ist alt und erfahren genug in Wahlsachen, um sich vor halsbrecherischen Evolutionen in Acht zu nehmen. Oder sollte auch den Himmlischen gelten, was Hegel in einem göttlichen Moment von uns Menschen sagte: „Wir lernen aus der Geschichte, dass wir nichts aus ihr lernen?“

* *
*



12. Schluss.

Pio Nono ist nicht mehr.

Am 7. Februar Abends 5 Uhr 47 Minuten, als gerade die Glocken der ewigen Stadt anhuben, Avemaria zu läuten, trat der Tod ein, um den „Gefangenen des Vatikans“ aus der Zeitlichkeit abzurufen. Der letzte Papstkönig ist in das Reich der Schatten hinabgestiegen. Mit ihm schliesst eine Epoche in der Geschichte der katholischen Hierarchie ab.

Die römisch-katholische Theokratie tritt in eine neue Phase — vielleicht vergleichbar mit dem letzten Viertel des abnehmenden Mondes, der ebenfalls nur in erborgtem Lichte strahlt, als nächtlicher Vikar der Sonne . . . . .

Das Wahlfürstenthum einer cölibatären Herrschergenossenschaft, die auf die umfassendste Gegenseitigkeit der hierarchischen Interessen gegründet ist, wird nicht so leicht aus der Welt geschafft. Diese cölibatäre Herrschergenossenschaft, diese Dynastie hierarchischer Junggesellen nennt sich Papstthum.

Pio Nono ist nicht der Letzte in der langen Serie gekrönter Priester und auch sein nächster Nachfolger wird es nicht sein. Aber die Krone allein, und wäre es auch eine mehr als dreifache und mit allen möglichen Unfehlbarkeiten auswattirte, thut's heutzutage nicht mehr. Auch der Geist des Rechts muss bei dem Goldreif sein. Die sogenannte „katholische Welt" dieses mystische Seelenreich, hat im Kampfe mit den Nationalitäten, mit dem freien, konkreten Staatsbürgerthum, ihr Kronrecht längst verloren.

Selbst der frömmste Gläubige — wenn er anders etwas von der wirklichen Naturgeschichte des Papstthums versteht — muss es so gut wie der ärgste Ketzer einsehen, dass der Abgang Pio Nono's den Abschluss einer Serie bezeichnet. Mit seinem Nachfolger hebt eine neue Serie an. Ihr Charakter ist der seiner weltlichen Gewalt entkleidete Priester kurzweg und weist somit auf den Schluss des Kreislaufs, der dem Anfang gleicht, unzweideutig hin.

Das Papstthum ist eine menschliche Einrichtung. Damit ist seine relative Würde und Rechtfertigung, aber auch sein Schicksal ausgesprochen. Durch das Zusammenspiel historischer Ursachen in die Welt gesetzt, verschwindet es aus derselben, sobald sich die Natur und Leistungsfähigkeit jener hinlänglich verändert. Dass diese Veränderung in immer mächtigeren Fluss geräth, wer wollte es leugnen? Die Thatsachen zeugen unwiderlich dafür.

Das Papstthum ist in Verfall. Den Zeitpunkt seines definitiven, totalen Untergangs zu bestimmen, das vermag Niemand. Feststeht nach unerbittlichem historischen Gesetz nur, dass er über kurz oder lang

unfehlbar eintreten muss, vielleicht still, geheimnissvoll, nur den schärfsten Beobachtern in seinem Nahen bemerkbar, vielleicht stürmisch, wuchtig, zermalmend, wie ein Weltgericht . . .

Die Welt ist erfüllt mit Ruinen. Für die ungeheuerlichste ist jedoch noch Raum da: für das Papstthum.

Aber die Kirche? fragt der ängstliche Gläubige. Sie wird als religiöser Verein sich erst segensreich entfalten, wenn das Papstthum mit seinem hierarchischen Kometenschweif zertrümmert und ein Gegenstand für Antiquare geworden sein wird. Nicht das Papstthum, sondern die Kirche ruht auf einem Fels: auf dem des metaphysischen Bedürfnisses der Menschenseele. —

Pio Nono ist eines natürlichen Todes gestorben, Das muss ausdrücklich bemerkt werden, denn es ist nichts Selbstverständliches. Die Papst-Geschichte bezeugt, dass von zweihundertundzweiundsechzig legitimen Päpsten vierundsechzig eines gewaltsamen Todes oder in Folge von Excessen gestorben sind; achtzehn wurden vergiftet, vier von gedungenen Mördern erschlagen, einer aufgeknüpft, ein anderer verbrannt u. s. w., u. s. w. Summa: gegen neunzig Päpste haben unter aussergewöhnlichen Umständen das Zeitliche gesegnet.

Da wir einmal in die Statistik gerathen sind, so sei noch Folgendes angemerkt: sechsundzwanzig Päpste wurden abgesetzt oder vertrieben und in die Verbannung gejagt; vierzehn der ersten Päpste glaubten nicht an die Gottheit Christi; einundzwanzig waren offenkundige Ungläubige; achtundzwanzig riefen auswärtige Soldaten nach Italien, um sich mit Hilfe der fremden Mächte

auf ihrem Stuhle zu behaupten; einhundertunddreiundfünfzig werden von der Geschichte als unwürdig ihres Amtes erklärt. Keine Dynastie, keine Institution der Welt hat etwas Aehnliches aufzuweisen!

Pio Nono hat ein Alter von 85 Jahren 8 Monaten und 23 Tagen erreicht. Die Tiara trug er 31 Jahre 5 Monate und 21 Tage, überragte also hinsichtlich seiner Amtsdauer seine sämmtlichen Vorgänger. Während derselben hat er 123 Kardinäle kreirt. Auch sonst ist Vielgeschäftigkeit die Signatur seiner oberpriesterlichen Würde gewesen. Keiner hat wie er, soviel gesegnet, geflucht, excommunicirt, heiliggesprochen, dogmatisch definirt. Sein geflügeltes *Non possumus,* der Syllabus und zu guter Letzt die Unfehlbarkeit in kirchlich-religiöser, der Verlust des Kirchenstaates in politischer Hinsicht machen seinen Namen denkwürdig in der Geschichte, die sonst keine Veranlassung haben würde, von ihm seiner persönlichen Qualitäten wegen Notiz zu nehmen, da sich dieselben nach keiner Seite hin über die Mittelmässigkeit erhoben haben. Nehmt Alles in Allem: er war ein Papst, der zu schieben glaubte und geschoben wurde. Die Schieber aber waren die Jesuiten, deren Orden sich mit dem Papstthum identificirt hat. Das Papstthum ist heute nur noch eine jesuitische Maschinerie.

Mag auch wer immer zum Nachfolger Pio Nono's erwählt werden, der Jesuitismus ist sein Verhängniss. Wider eine solche Institution vermag der Charakter des Einzelnen, der die päpstliche Rolle spielen muss, nichts mehr. Wer da von Versöhnung spricht, weiss nicht was er sagt. Versöhnen mit wem? Mit dem Rechtsstaate, der auf den Fundamenten der Freiheit

und Gerechtigkeit ruht? Mit dem Geiste unseres Zeitalters, wie er sich in der Wissenschaft, in den Künsten, in der Politik manifestirt?

Da müsste doch wohl erst von der Kirche der Syllabus abgeschafft und das Vatikanische Koncil von A bis Z dementirt werden! Hiesse das nicht, vom Papstthum verlangen, dass es seine eigene Abdankung dekretire?

Nur eine Wahrscheinlichkeit ist bei der jesuitischen Natur der Institution anlässlich des Papstwechsels vorhanden und zwar die, dass der neue Unfehlbare, den vollbrachten Thatsachen im europäischen und speciell im italienischen Staatswesen Rechnung trage, ohne sie anzuerkennen, um auf diese Weise denjenigen Profit für die Kirche herauszuschlagen, der sich vorderhand auf anderem Wege nicht gut erreichen lässt.

Und gerade hierin liegt die grosse Gefahr für den Fortschritt der Völker!

Damit wären wir bei jenen infamen Tendenzen angelangt, wie sie jüngst erst der Jesuit Curci laut entwickelte. Durch ein versöhnliches Gesicht und jesuitische Verständigung mit den gemässigten politischen Parteien das auf Schleichwegen gewinnen, was sich mittelst barscher Konsequenz nicht durchsetzen lässt: *voilà mon plan!*

Die Staatsmänner mögen sich hüten, dem Jesuitismus auf diese scheinbar so friedsame Bahnen zu folgen, denn sie führen in Nacht und Grauen.

Jeder Einsichtige wird den Anschauungen beitreten, die jüngst der Prof. Karl Hillebrand in Florenz im vierten Bande seines Werkes „Italien" (S. 304) ausgesprochen hat:

„Hat der deutsche, hat der italienische Nationalstaat nichts für seine „Unabhängigkeit und seinen Besitzstand von der Kirche zu fürchten, so „haben ihre Bildung, ihre innere Entwickelung alles von ihr zu fürchten „und mehr als je gilt das Losungswort: *écrasez l'infame* für alle Freunde „des Lichts und der Freiheit. Das Beispiel Belgiens, Hollands, Frank„reichs zeigt uns in Flammenzügen, was Italien, was Deutschland „bevorsteht . . ."

Die Völker haben für ihre Zukunft zu arbeiten, nach Verwirklichung des nationalen und menschlichen Ideals zu ringen, nicht aber für morsche mittelalterliche Kircheneinrichtungen sich aufopfern zu lassen.

Italien insonderheit hat jetzt die Gelegenheit wahrzunehmen und eine logische, präcise Durcharbeitung seiner Kirchengesetze in die Hand zu nehmen. Die privilegirte Position, welche das famose Garantiegesetz seiner Zeit in der Angst des allzuraschen Siegs (Annektirung Roms 1870) dem Papste Pio Nono geschaffen, ist nach dem Tode desselben durch nichts mehr zu rechtfertigen und muss dem neuen Papste gegenüber nach dem Grundsatze der gleichen Rechte und gleichen Pflichten für Alle beseitigt werden. Soll das Papstthum in seiner letzten Phase nicht zum organischen Herzfehler des italienischen Staatskörpers werden, so muss es mit in die Sphäre des gemeinen Rechts einbezogen werden.

Durchbricht aber die Papstkirche selbstherrlich den Kreis, der ihr im modernen Staatsleben vom Gesetze gezogen wird, sucht sie theokratische Gelüste zu befriedigen und sich aus der Religion eine politische Waffe gegen die Einrichtungen und die Existenz des Staates zu schmieden, dann muss sie auch mit der ganzen Schärfe des Gesetzes getroffen werden. Einen unversöhnlichen Feind besiegt man wahrlich nicht damit,

dass man ihn mit Vorrechten umgiebt und ihm seine Excesse nachsieht. Das wäre nicht nur eine sehr schlechte Politik, sondern eine Prostitution des staatlichen Rechtsgefühls.

Nun mögen die Ereignisse kommen. Ein Volk, dass sich stark fühlt in seinem heiligen Recht, hat nichts zu fürchten — nicht einmal den ersten Papst der letzten Serie. —



Buchdruckerei von S. Schottlaender in Breslau.
Setzerinnenschule des Frauenbildungs-Vereins.



